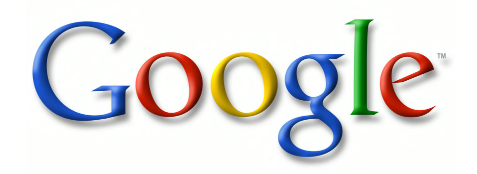
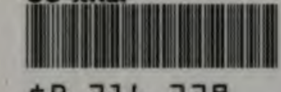
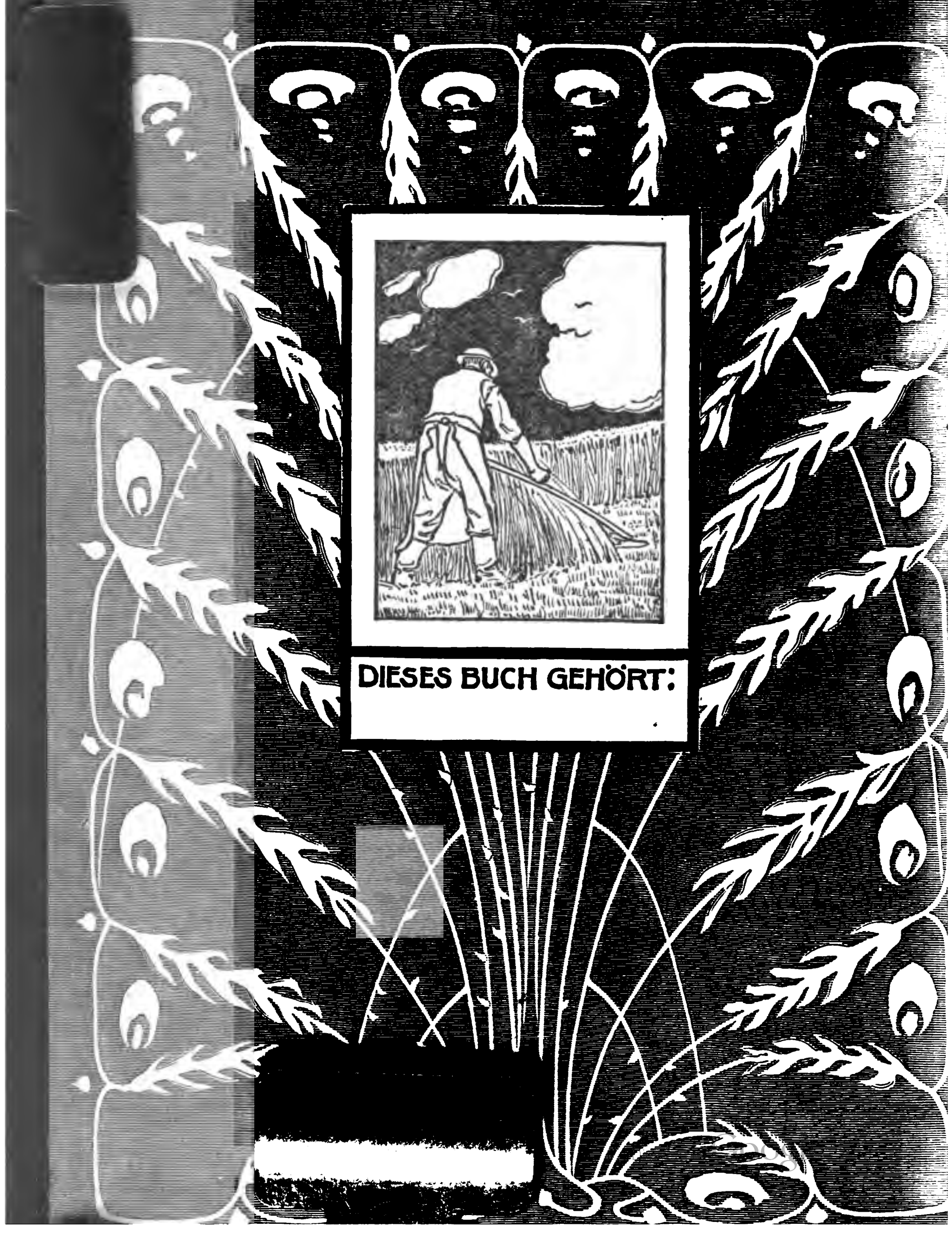
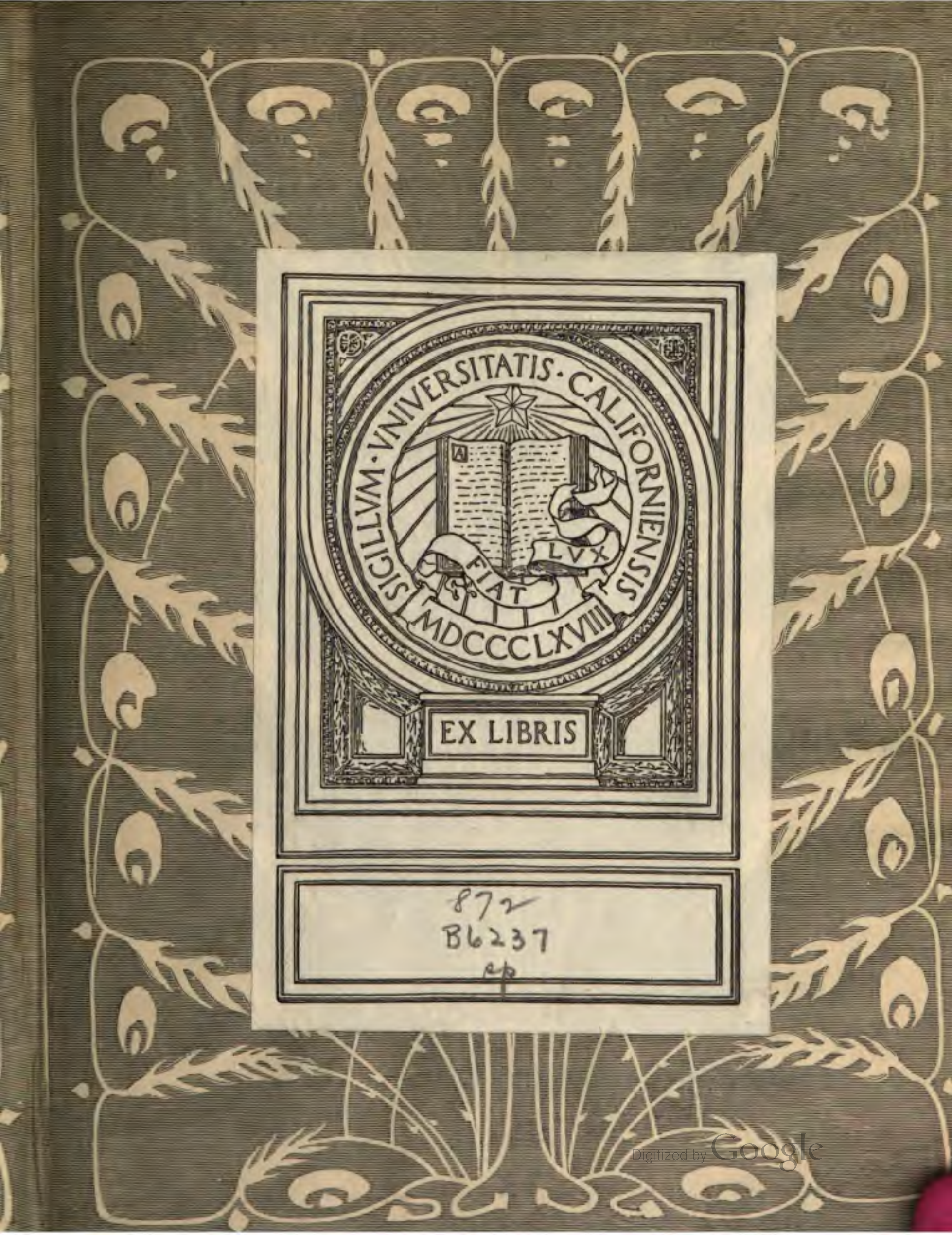
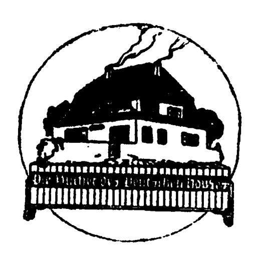





DIESES BUCH GEHÖRT:


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Dieses Buch wurde in der Deutschen
Buch- u. Kunstdruckerei G. m. b. H.
in Zossen gedruckt u. bei der Leipziger
▫ Buchbinderei-Actiengesellschaft ▫
═══ in Leipzig gebunden. ═══



Spreewaldgeschichten


Die Bücher des Deutschen Hauses
Herausgegeben von Rudolf Presber
Zweite Reihe
40. Band
Die Bücher des Deutschen Hauses

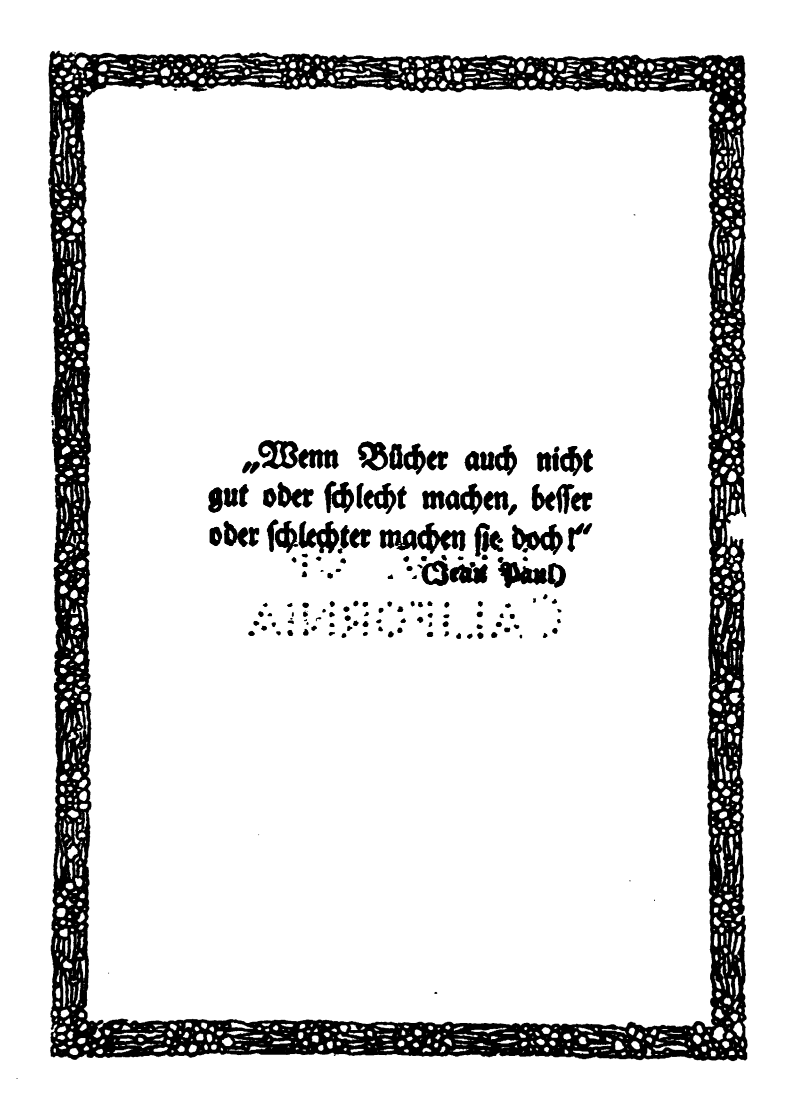


von

Max Bittrich

Illustriert von F. Jüttner





„Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch!“

(Jean Paul)



Vorwort



Vorwort

Max Bittrich ist heute einundvierzig Jahre alt. Wenn ihm bisher der sogenannte große Erfolg noch nicht beschieden ist, so liegt das gerade an den Vorzügen seiner Kunst. Es sind nicht hergebrachte Romantypen, die ihn interessieren. Unsere Zeit ist zudem notwendig arm an Typen, weil die inneren Kämpfe, die Beziehungen des Individuums zur Scholle sich immer komplizierter gestalten und die Bildung der erstarrten Lebensformen verhindern. Die Heimatdichtung Bittrichs begnügt sich aber auch nicht mit der Schilderung der Landschaft und der durch sie bedingten Lebensweise. Die großen Leidenschaften haben etwas allgemein Menschliches. Wie sich die außergewöhnlichen Schicksale in die Enge der Heimat einfügen oder gegen sie Front machen, jene feine Verästelung der originalen Kraft des Stammes, der mit seinen Zweigen der Sonne zustrebt, fordert einen verständnisvollen Beobachter, eine ganz neue Kunst. Bittrich betont, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das

Heroische im modernen Bauern, sucht im Menschen nach jenen Eigenschaften, die ihn von seiner Umgebung unterscheiden und den Stachel zu großen Taten löcken, die ihn mit einem ganz besonderen Stoff erfüllen: jene stille, große Liebe, von der wir zu niemandem sprechen, oder jenen Starrsinn, mit dem wir uns ganz allein in unserer Umgebung abfinden müssen. Eine solche Dichtung braucht ihre Zeit, weil sie neue, unbeschrittene Pfade geht und das Geheimnis der Seele ihr bedeutender erscheint als die offensichtliche Erscheinung des sogenannten Originals. Es gibt Erlebnisse, die wir nicht jedem preisgeben, die wir sogar vor uns selbst verschließen, bis uns eine verwandte Seele oder ein ungewöhnlicher Mensch mit seiner Liebe die Zunge löst, der Dichter.

Solche Dichter, denn nicht alle sind von diesem Schlage, werden nicht so bald mit dem Leben fertig, das sie uns schildern. Aber wenn sie dann sprechen, kommt auch eine tiefere Wahrheit, eine verborgene Schönheit des Menschen ans Licht. Sie finden die Königsgräber der Seele und holen aus dem Schutt des Alltäglichen den Schmuck der hohen Feste des Menschenlebens. Und in diesem Gold alter vergangener Zeiten spiegelt sich seltsam die neue Gegenwart

mit all ihren tausendfachen Beziehungen. Sie bekommt etwas von dem Glanz der märchenhaften Vergangenheit und erhebt uns über das Zeitliche.

Die Gegenwart, die uns Bittrich zeigt, ist das Landleben seiner Heimat, der Lausitz und des Spreewaldes, wie er es, der Sohn eines Forster Fabrikanten, in seiner Jugend beobachtet hat. Ohne jede Schönfärberei weiß er uns für das bescheidene Heldentum seiner Spreewälder Bauern zu interessieren, wie sie vor den Toren der Großstadt, von großen Industriebezirken umgeben, ihre strenge, bäuerliche Eigenart bewahrt haben, während ihre puritanische Strenge dem Ansturm der neumodischen Sitten trotzt. Verschlossene Menschen mit einem leidenschaftlichen Empfinden, das sie in schwere Konflikte hineintreibt. Das eiserne Wort des modernen Erwerbskampfes: hilf dir selbst, erhält eine gemütvolle Färbung durch die landschaftliche Abgeschlossenheit ihrer sumpfigen Waldheimat. Und ein feiner, inniger Humor löst bisweilen die kernige Schilderung des melancholischen Völkchens ab, oder die Feierlichkeit eines tragischen Idylls, das uns an schwermütige wendische Volkslieder erinnert. Über dem Ganzen liegt der silbrige Duft der Wiesennebel im Abendsonnenschein. Die herbe dämmrige Einsamkeit schattiger Erlenhaine hüllt uns ein,

das grausige Schweigen der Baumkronen einer finsteren schwülen Gewitternacht spukt durch einige dieser Geschichten. Dann wieder ergötzen wir uns an dem leisen Klappen des stillen Wassers gegen einen Kahn, in dem ein Jüngling sein Mädchen zur Kirche fährt. Wer diese kleinen Geschichten aus dem Spreewaldvenedig gelesen hat, die ein Dichter aus seinen Jugenderlebnissen herüberrettete, wird unsre Mark nicht mehr arm an poetischem Reiz schelten. Und es wäre schade, wenn Bittrich nicht gelegentlich wieder aus Freiburg in Baden, wo er sich seit längerer Zeit als Redakteur niedergelassen hat, zu uns zurückkehrte. Er ist ein Heimatdichter im Sinne Fontanes, dem Heimat nicht gleichbedeutend mit Enge ist, der die Heimat liebt, weil er die Fremde kennt und achtet. Zu seinen Menschen gehört nun einmal der Wald, dessen Rauschen die Melodie zu ihren Leidenschaften macht und dessen Echo ihnen ihre Sehnsucht wieder zurückschreit. Das Knarren der Wipfel im Sturm schreckt den Wanderer aus seinen schweren Träumen: Du mußt weiter, es gibt hier kein Rasten. — Auch in seinem neuesten Roman „Kämpfer" bewundern wir diese Kraft der Schilderung und diesen urwüchsigen Zusammenhang, den Bittrich zwischen seinen Helden und der starken, unberührten Natur herstellt. Sie reden alle die Sprache des

Waldes, bald in leisen, einschmeichelnden Melodien, bald in den großen Akkorden des Unwetters, die alles menschliche Leid und die Disharmonien der Seele in dem gewaltigen Sturmlied der Natur auflösen.

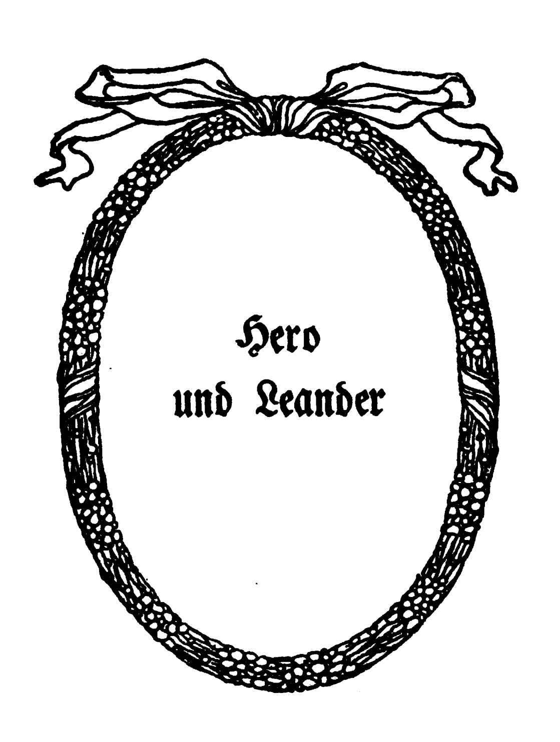
W. M.

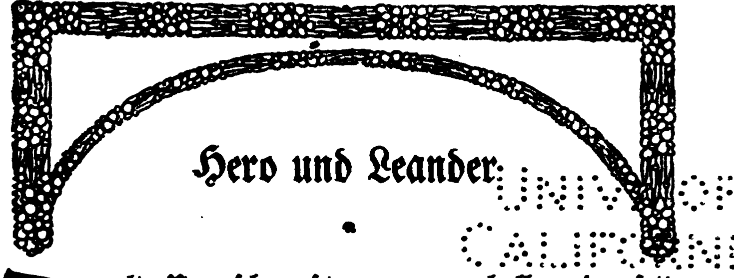



Inhaltsverzeichnis.







Hero
und Leander



Hero und Leander

Der alte Nowusch wußte genau, weshalb er das fette Hauslaub auf das Dach seiner Blockhütte gepflanzt hatte: kein Feuer sollte der Stätte schaden.

Das Haus stand wirklich noch so fest und klobig wie am Tage der Weihe; doch das *Feuer der Liebe* war von dem Wunderkräutlein nicht ferngehalten worden.

Die Tochter des Hauses, Dorothea, preschte den ganzen Tag in Küche, Stube und Stall umher; man würde ihr unrecht tun, wollte man sagen, sie habe nur geschaltet und gewaltet. Nein, sie preschte.

Sie war rot und frisch, heiter und begehrenswert wie die gesunde Natur, und sie war auch immer tätig wie die Natur.

Allemal, wenn Dorothea im Kahn zur Kirche fuhr, guckten sich die Burschen die Augen nach ihr aus, und beim Erntetanz rissen sich die Liebedürstenden nach dem Mädchen. Sie war verführerisch wie die Schoten an der Straße — wie das Sprichwort sagt.

Begab sie sich zum Jahrmarkt, so schritt der Vater neben ihr. Die Burschen schlossen sich dem Zuge an, suchten sich den Rang abzulaufen und nahten sich ihr doch nicht ganz, sondern wurden in ihrer Nähe befangen und blieben hübsch fromm, wie der Kater beim Quarge.

Einen hatte sie beim letzten Ostersingen in ihr Herz geschlossen, und er hatte gewagt, ihr tief in die Augen zu blicken. Das war Juro, einer der Unglücksmenschen, die bei jedem Wolkenbruch unter freiem Himmel sind und im Trocknen sitzen, wenn es Glück regnet.

Er hatte vor dem Mädchen Gnade gefunden. Als er sein Glück begriff, kaufte er ihr aus einer Jahrmarktbude ein Herz mit der Pfefferkucheninschrift:

Dieses Herze hier,
Das schenk ich dir. –

Dorothea stellte das Herz hinter die Scheibe des Glasschranks zwischen zwei goldgeränderte, aus Liebe und zum stetigen Andenken gewidmete Tassen. Da prangte der Kuchen zwischen der prunkvollsten Habe, wie der Liebste in ihrem eigenen Herzen.

An den Sommerabenden kam Juro öfter zu seiner Liebsten, trotzdem ihr Vater polterte. Beim Bienenstock hinter dem Hause war eine Bank für zwei Menschen.

Da sprach der Liebe Macht und redete von ihren Hoffnungen.

Noch ehe die Blätter von den Ebereschen fielen und die roten Beerenbüschel durch kahle Zweige leuchteten, kam eine Trennung auf Monde. Ihr Vater wollte den Abschied. Im Lenz, meinte er, werde er weiter mit sich reden lassen; eher nütze kein Wort.

Die Jungen lehnten weich und wonnig aneinander. Sie schwuren sich Treue und sangen sich Trost und Treue im Liede zu:

— — — — — — — — — — —

Als ihn nun das Mädchen merkte
In dem weißen Schloß, dem hohen,
Hat sie rotes Garn gesponnen,
Hat sie grünes Garn gezwirnt.

Hat gedrehet eine Schnure
Ihrem Herzensallerliebsten;
„Schwinge dich, Herzallerliebster,
An der seidnen Schnur empor."

Und geschwungen hat der Liebste
Sich empor an seidner Schnure,
Sich empor an seidner Schnure
Übers Wasser, mächtig tief.

Wo das schöne Mädchen weilet,
Wo sein Herzensliebchen wartet:
„Wirst mein Liebchen sein so lange,
Als es tiefe Wasser gibt."

„„Nur wenn sich verläuft das Wasser,
So vergeht auch unsre Liebe:
Wasser, das verläuft sich nimmer,
So vergeht die Liebe nicht.““ — — —

Juro wanderte nach der Stadt, wie viele seiner Genossen, und wollte dort einiges für sich erarbeiten. Er hörte von Dunkelheit zu Dunkelheit das Weberschiffchen sausen und dachte in den Nächten an seine Heimat und an das treue Herz im Spreewald. Sonntags aber wanderte er oft heim, um wie früher in der Schenke zum Tanze aufzuspielen: „Dreh mich vor dem Spielmann“, „Meine Mutter hatte Gänse“ und andere Tanzmelodien.

Dorothea wußte genau, wann er dort weilte, doch kommen durfte sie nicht. Dafür stellte sie ihm stets ein Licht an das Fenster ihrer Kammer, damit er das weit in die Nacht hinein leuchtende Zeichen der Liebe beim Heimgange aus der Ferne sähe.

Die Liebe schlüpft leicht dahin in der Welt,
Wie die Feder, die auf das Wasser fällt.
Leicht geht sie zusammen und findet sich,
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich.

Zu Weihnachten schickte Juro der Liebsten einen Brief: er besitze schon ein Häufchen harter Taler, und zu ihrem Geburtstage im Februar werde er einen Teil des Geldes für das schönste Brautkleid anlegen.

Dorothea saß seit Wochen meist einsam in ihrem Kämmerchen und hatte keine Gelegenheit, zu antworten. Der Vater, wenn sie sich sehen ließ, redete von ungeratenen und verstockten Kindern und war wie Gewitterdrohen; die Mutter schlich einher wie die fleischgewordene Ergebung und war wie ein Kind in der Gewitterfurcht. Die Kinder aber — denn außer Dorothea waren zwei im Hause, und die waren kaum aus dem Gröbsten — wurden so verschüchtert, als hätten sie die Sprache verloren.

Eines Abends, in einer der ersten Wochen des neuen Jahres, verließ der Blockhaus-Bauer noch spät sein Besitztum und holte die Mutter Storchen, wie man die bei freudigen Anlässen nötige Frau zur Kennzeichnung ihres Berufes getauft hatte. Und als am Morgen die Kleinen bei der Mehlsuppe saßen, berichtete ihnen der Bauer: „Was ich sagen will: Dortchen ist krank; 's tumme Mädel hat in der Nacht das Fenster nicht zugemacht; da ist a Storch bei ihr gewest mit anem kleenen Jung'n."

Den kleinen Jungen hatte der Storch in dem Hause vergessen, als er davonflog.

▫▫

Bereits am Geburtstage Dorotheas ist vor dem Blockhause, auf der höchsten Spitze des Kirschbaumes, der Bade-

wisch zu sehen gewesen, auf dem der Kopf des Kindes zuerst geruht hatte. Der Bauer selber hatte das Strohbündchen am selben Tage, einem Sonntage, hinaufbefördert, damit der Enkel zu hohen Ehren gelange. Juro aber oder „wen'sches Pinak", wie ihn die städtischen Arbeitsgenossen nannten, war am Abend vorher in der Heimat angelangt, ein Päckchen purer Seide heimbringend, für das er sich nach Kräften gemüht hatte. Das sollte seine Liebste erhalten. Nur wußte er noch nicht, wie und wann er es ihr zu senden vermöchte.

In der Schenke war am Sonntag wieder Tanz. Juro ließ abermals seine Klarinette schreien. Das Spiel sollte den Kummer seines Herzens übertönen.

Seine Liebste hatte er am Tage nicht erreicht; der Versuch war gescheitert. Die dünne Eisdecke des Wasser-Wirrsals trug die Füße noch nicht, hielt jedoch den Kahn auf. Nun wirbelte seit zehn Stunden Schnee hernieder und der zunehmende Frost machte lauter rasche Leute.

Juro hörte von den Burschen über das Ereignis im Blockhause erzählen, wie es Mutter Storchen berichtet hatte. Er fühlte ein Würgen im Halse und ein Brennen in den Augen.

Wie das Blut in den Adern der Tanzenden zu kochen begann, so verlangten sie die Musik stürmischer, feuriger.

Juro mußte die alte wendische Tarakawa hervorziehen. Er ließ ihr Gejodel laut in die Nacht hinein kreischen bis zum Ende des tollen Wirbels. Nur die Kehle feuchtete er öfter. Das Feuerwasser war ihm ein Trunk der Verzweiflung.

Nach dem Kehraus nahm jeder Bursche sein Mädchen und drückte ihm draußen die bereiften Stacheln in das gerötete Gesicht.

Einsam, sein Geschenkbündel unter dem Arme, die Tarakawa in der krampfhaft geschlossenen Hand, irrte Juro umher. Bald schlug er willenlos die Richtung ein, aus der ihm oft ein Gruß gewinkt hatte.

Ob er jetzt die Kanäle würde überschreiten können, deren halberstarrte Flächen noch am Tage niemand hinüberließen, wußte Juro nicht. Er wollte bis zu dem Punkte dringen, an dem sonst das grüßende Licht zuerst zu sehen war.

Der Schnee fiel dicht, und die Kraft des menschlichen Auges drang nicht weit. Dazu ging der Wind schneidend scharf. Der Palenz begann auf das zermarterte Hirn zu wirken.

Das anfängliche sorgsame Vorwärtstappen auf dem gefahrdrohenden Wege wich bald einem alles andere außer acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte

sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlasse?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, und durchfurchte mit Mühe die hohe Schneedecke. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Überall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — —.

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn.

Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarrten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die Volksweise auf:

Eine große Pein ist das,
Wenn zwei liebe Freunde sind
Und das Scheiden kommt geschwind —
Gar so schwer, so schwer ist das,
Eine größere Pein ist das,
Wenn da zwei Geliebte sind
Und das Scheiden kommt geschwind:
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund bellte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrte in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein Paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogen fühlte.

Er starrte und starrte.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traumgesicht? Zog der Nachtjäger durch die Fluren und kläfften des Jägers Hunde?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letzten Male.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —.

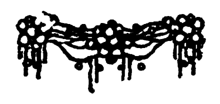
Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilfe-

ruf des Liebsten vorgegaukelt. Das Lämpchen am Fenster war fast ganz heruntergebrannt, und sie ging hin, das zuckende Flämmchen ganz zu verlöschen, und schaute in die Ferne.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhorchen; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte sagte nichts und starrte das Fenster an.

Und heimlich legte er die zerklüfteten, braunen Hände zusammen und betete.





Friedrichs Antrag

Friedrichs Antrag

Der nächtliche Regen peitschte schon einzelne lebensmüde Blätter von den Akazien. Doch in die Herbstahnung fuhr der Sommer noch mit Blitz und Donner; was aus den verrunzelten Dickköpfen der schiefen Weiden sproßte, wurde wie leichtes Haar durcheinander gewirbelt. Über das Stoppelfeld flogen die flackernden Büschel einer vom zündenden Funken getroffenen Strohfeime.

Des Dorfes Wächter stülpte den Mantelkragen über die Ohren und verbarg das Horn unter dem Kleide, damit der Blitz das blanke Metall nicht sähe und von da nicht dem Wächter auf den Hals spränge.

In dem Lehmbudchen, in dessen Tür sich der Furchtsame quetschte, lagen zwei Menschen, deren einer dem Wächter ein lebender Trost hätte sein können. Denn den da drinnen schreckte das Wetter noch mehr. Der Zimmermann Friedrich Muchow konnte sich nicht anders helfen: er mußte erregt horchen, wie lange der Donner noch dauern werde. Nur bald nach scharfen Schlägen hob

er die schwere Federdecke ein wenig, um Luft zu schöpfen; doch schnell kniff er die Augen wieder gewaltsam zu, um nicht von dem neuen Blitze überrascht zu werden.

Es währte nicht lange, so lag Friedrich in Angstschweiß gebadet da und sah kein Ende seiner Not. Wenn alle Stricke rissen, blieb ihm freilich sein Bruder August. Der schlief kaum zwei Schritte von Friedrichs Bett, ruhig und froh, als atme er auf sonniger Wiese den Duft der Blumen statt der schwülen, dicken Stubenluft; als träume er vom Finkenschlag, statt vom Knistern und Knattern des himmlischen Feuers.

August war immer der glücklichere Mensch gewesen, schon als er noch zur Schule ging, und ehe die Eltern, von deren Gräbern jetzt die Regenbäche flossen, ihre beiden Jungen in dem Budchen zurückgelassen hatten.

Die Brüder waren aufgewachsen in der Arbeit, — Friedrich auf dem Zimmerplatze oder droben im Dachgebälk neuer Häuser im flatternden Richtekranz, — August am Schmiedefeuer und in dem vom Ambos sprühenden Funkenregen.

Eines hatten die Brüder gemeinsam: die ruhige Art.

„Kumm rein!“ hatte Friedrich zum Hofe hinausgerufen, als die Mutter die Augen geschlossen hatte. Und: „Nu sind wir ganz allein!“ hatte August mit einem Blick

auf das Bett geantwortet. Seitdem waren die meisten Kirchhofrosen fast zum zweiten Male verblüht, doch in dem Schlafkämmerchen der Muchows war bisher weniger geredet worden als vom Prediger auf dem Kirchhof.

Was hätten sich die Brüder auch sagen sollen! Wie vor einer Liebeserklärung zagten sie vor einer Aussprache in persönlichen Dingen zurück. Ein bittendes oder tröstendes Wort, ein weicher Ton dem Bruder gegenüber, schien ihnen unmännlich; der Bruder mußte von selber wissen, daß er einen Bruder am andern habe. Wozu da lange reden! Anfänglich hatte zwar mitunter die Empfindung gesagt, daß sie sich in merkwürdiger Stellung zueinander befänden; die Einsicht hatte jedoch keine andere Folge, als daß Friedrich oder August laut vor sich hin polterte, wenn ihn etwas drückte, um ein forschendes Wort des Bruders und so ein Gespräch zu veranlassen. Der Bruder fragte aber nicht. So war auch das Schimpfen zu einer zwecklosen Gewohnheit geworden, bei der wohl der Mund des Sprechers und das Ohr des Hörers beteiligt waren, doch niemals das Gemüt beider Menschen. — —

„August!“ rief der Zimmermann nach einem neuen Blitzschlag, „August, höre ock, 's steht ein schweres Gewitter am Himmel. Ich meine, 's hat schon eingeschlagen. Mein Gott, nee, nee!“

Der Gerufene gurgelte und brummelte und rieb die harte, hornige Hand gegen das stachelige Kinn.

Das eine Zeichen des Lebens, das Kratzen, gab Friedrich Mut.

Die Stimme zitterte weniger von Todesangst: „August! Horche mal! 's is ein sehr böses Wetter aufgezogen."

Der Regen klatschte gegen den Fensterladen, durch dessen Löcher das Feuer der Blitze leuchtete; sonst Totenstille —.

„August, bist du taub? Schwere Angst!"

Die Bettstelle knisterte unter dem sich wälzenden Körper des Schmiedes.

„Friedrich, meintest du was?"

„Hast du nich das Dunnern gehört schon wieder seit zwei Stunden?"

„Schon wieder! Schon wieder! Du hast 'n Geier vor. 's is doch Ruhe gewest seit sechs Wochen mit 'n Gewitter. Du hast wohl wieder Furcht?" forschte August. — „Leg dich hin und kusche wie unsereens, denn brauchst du keene Angst zu schwitzen."

„Nee, Angst hab ich nich," antwortete Friedrich, und zwang seine Stimme zur Festigkeit und Fröhlichkeit, während er mit dem Bettzipfel aufs neue das Gesicht

trocknete. Weil es ihm rätlich schien, nach der anstrengenden ersten Annäherung die Gelegenheit zu einer Aussprache sofort zu ergreifen, begann er abermals: „Du, August, schläfst du schon wieder?"

„Nee!"

„Kinntst du mir am Ende in Wochener sechse helfen, ein Krautfaß nach Nußdorf zu schürgen mit der Karre?"

„Ja. Du mußt mir hernach den Tag angeben."

Wie der Mond gemächlich durch die zerklüfteten dicken Wolken drang und sein sanftes Licht auf das Horn des beruhigten Wächters zu werfen begann, so begann Friedensschimmer das Gesicht Friedrich Muchows zu verklären. Er hatte für die nächsten Wochen freie Bahn. In dem von warmer Lebensfreude durchzitterten Schlummer des Kindes in der heiligen Nacht atmete er dem neuen Tag entgegen.

Am Morgen war sein erstes, die Stiefel seines Bruders wie die eigenen zu reinigen und sie heimlich an das Bett des Schlafenden zurückzubringen. Das blank gewichste Leder sollte ihm Dank und Erinnerung an sein Versprechen sein.

Von Stunde an war Friedrich auf dem Bau in der Stadt ein anderer Mensch. Er schwänzelte über das Dachgebälk wie ein Seiltänzer. Und leicht, wie er morgens

kam, eilte er am Abend heimwärts und warf dabei den Kopf stolz wie ein Herrenpferd. Kaum war er aber in das Haus getreten, so kam er auch schon mit einem Stück Brot auf den Hof zurück. Er biß von Zeit zu Zeit ab, und während er kaute, waren die Hände beschäftigt, aus eichelgesunden Brettern ein Krautfaß zusammenzusetzen, wie sein Vater, der damit auf Nebenverdienst ausgegangen war, kein schöneres bereitet hatte. Bis in die Nacht hinein ging das Hämmern, und obwohl sich August einmal aufschwang, von einer „verrückten Wirtschaft" zu reden (um, neugierig geworden, deren Grund zu erfahren), so pochte Friedrich unverdrossen weiter und schnitzte ein B mit vielem Zierat in sein Kunstwerk, und im Zierat, neben dem Buchstaben, stand links das Wort: zehnte, und rechts das Wort: Oktober:

Nun leistete das fertige Faß dem besten Möbel des Wohnstübchens Gesellschaft, dem Glasschrank.

Als Bruder August am 9. Oktober den branstigen Geruch der Schmiede heimbrachte, hockte Friedrich vor dem Fasse.

„Du," begann er, und meinte den Bruder, sah jedoch sein Werk an, „du könntest morgen abend mitgehn nach Nußdorf."

„Ja!"

So zog, während sich am folgenden Abend die Sonne über dem Kiefernwald senkte und der erste Abendhauch die reifen Kastanien am Wege zu Boden warf und knallend springen ließ, August den Strick der Karre. Friedrich schob — wie er knurrend hervorgestoßen hatte, um das Schwerere zu tun, doch in Wirklichkeit, weil ihm des Krautfasses Anblick die Arbeit zur Lust machte.

August hatte eine Stunde getreckt, bis zu dem holperigen Hohlweg durch die Heide, in dessen mehligem Sande sich das Karrenrädchen tief eingrub. Da ließ er den Strick los, weil Friedrich die Karre hingesetzt hatte, und ging, ohne sich umzublicken, zur Seite. In Heidekraut und Schlüsselblumen legte er sich an einen Kratzbeerstrauch. Kratzbeeren aß August gern, und die Suche minderte die Wahrscheinlichkeit, in den einsamen Minuten der Ruhe einen Ton sagen zu müssen.

Friedrich strich mit einem dürren Zweige das duftende Laub von der Erde. Er war sich nicht bewußt, die Hand zu leiten; die malte jedoch ein B in das Laub.

Nach einer Viertelstunde griff sie aufs neue zur Karre, August spannte sich stumm vor. Ihm schien, als sei Friedrich nicht frischer geworden in der Pause, als hemme er eher, statt zu stoßen. Vielleicht, daß er sich über den Preis

des Fasses noch nicht einig war und kurz vor dem Ziel den letzten Überschlag machte!

In Nußdorf, beim Lindenbauer, ließ Friedrich die Griffe los und schmiß das Karrenband von der Schulter.

„Brr!“ machte er, als beherrsche er ein Roß, und schürgte die Karre vor die Laube an der Haustür. Weil kein Mensch heraustrat, fuhr er noch einmal vom Hof hinunter, abermals vor und warf, sich so anmeldend, das Hoftor krachend zu. Der Bruder steckte die Pfeife in den Mund, starrte eine Weile die Karre an, als habe er noch keine gesehen, und ging.

Mittlerweile klotzte der Lindenbauer aus dem kleinen Hause. Hinter ihm mummelte die Bäuerin ihr Quarkbrot. Im hellen Türrahmen aber stand, die Rübenstampfe in der Hand, starr wie der Mann im Monde, ein jüngeres Frauenzimmer, das rot, rund und saftig war wie ein Borsdorfer Apfel.

„Na, nu sagt mir bloß, Muchow, — gu'n Abend ooch! — nu sagt mir bloß, wo kummt denn Ihr mit 'n Fasse hierher? Wo wullt Ihr denn hin mit 'n Fasse? Man möchte gerade denken, Ihr kummt zu uns damit, weil wir Euch Ostern sagten, wir könnten noch eins brauchen, so a Fäßchen. 's is sehr schönes Faß . . . Siech mal!“ rief er die Frau. Sie kam heran, entdeckte gleich

den Zierat, betatschelte ihn wie zerbrechliches Zuckerwerk und ging einen Schritt zurück, um die weitsichtigen Augen der Schnörkel Sinn enträtseln zu lassen.

Sie forschte in Friedrichs Gesicht und holte Mann und Tochter herbei zur Prüfung. Je mehr das Faß belagert wurde, um so unruhiger zog sich Friedrich zurück. Weil er eine Beschäftigung haben mußte, ergatterte er das Schwein und strich ihm den Buckel behutsam. Er blickte auch nicht auf, als das Gericht über ihn und das Faß zu Ende war. Das Gekicher und Getuschel verrieten ihm genug, um ihn noch befangener zu machen. Offenbar war man seinen Absichten auf die Spur gekommen.

„Ihr Weibsen geht ins Haus!“ kommandierte der Lindenbauer. — „Muchow!“ rief er.

„Habt Ihr aber scheene Schweinchen!“ antwortete Friedrich. — „Nee, so viel Glück zu haben!“

„Sagt mal, Muchow,“ erkundigte sich der Bauer, „habt Ihr das Faß für mich zusammengeschlagen? Was soll's denn gelten?“

„Nee, kosten tut's nischt. Ihr meintet doch, wie ich Euch das Dach ausgeflickt hab, Ihr brauchtet noch so a Fäßchen, kleenes. Friedrich, hab ich gedacht, du machst so eins und gibt's Eurer Berta zum Geburtstage, hab' ich gedacht.“

„Da hab ich doch recht gehabt! Ich kucke vorhin so eigen aufs Fäßchen, wie's so schön geschnippfelt is. Das hat was zu bedeuten, sag ich. Berta meinte, ich sullte nicht so'n dummes Zeug reden, meinte sie."

„Ist sie böse?"

„Wo wird sie denn? Wenn sie so a Staatsfäßchen kriegt in die Wirtschaft! Aber da müssen wir uns mal abfinden. Ihr werd't doch bei uns die Kirmes mitmachen. Nicht wahr?"

„Wenn Ihr meint. Aber — (die Stimme versagte fast) — hat sie noch nicht gesagt, ob sie mir 'n bißchen gerne hat — Eure Berta? Ich bin jetzt in dem Alter, wo man sich umsieht und seine Ordnung haben möchte. Wir sind nüchterne Kerls, ich und mein Bruder; uns kann keener Schlechtes nachsagen."

Der Lindenbauer studierte ein Blatt des wilden Weins an der Laube; er konnte und konnte sich nicht satt daran sehen. Als er es endlich auch zwischen den Fingern zerdergelt hatte, sagte er: „Habt Ihr ihr's denn gesagt?"

„Ich hab damals bloß gemeint, ob sie schon einen hätte. Nee, meinte sie — und so und so."

„Wenn Ihr zur Kirmes herkummt, werden wir darüber reden. Wir werden jetzt noch fir 'n Gläschen Bier

trinken. Ihr werd't trocken sein im Halse von der Puckelei mit dem Fasse."

„Ach nee, es ist nicht schwer gewest. Ich weiß nicht, wie's kimmt, doch ich hab's nicht viel gespürt, das Fäßchen, möcht ich sagen. Ich möchte gerade gleich heimfahren, weil die Dunkelheit kimmt. Gebt nur 's Fässel der Berta, und ich ließe sie schön grüßen und käme bald zu Besuch. Adjeh ooch! Gute Nacht!"

„Ihr könntet doch aber gut noch mal reinkumm, Muchow!"

„Ich kumm lieber bald wieder. Heute will ich heim. Na, adjeh!"

Der Lindenbauer guckte ihm noch ein Weilchen nach und rollte das Krautfaß in die Stube.

Berta erklärte vor der Herrlichkeit, Friedrich sei doch „sehre guhder Mensch" und das Faß sei gewiß seine paar Taler wert, wenn man's kaufen müßte. Sie lag schon im Bett und rechnete die Tage bis zur Kirmes aus, als das Karrenrädchen noch auf der Landstraße quietschte. Doch es quietschte nicht mehr langsam wie das Rad eines Lastwagens, sondern Friedrich sauste durch Feld und Flur, als peitschten ihn gespenstische Gestalten, und doch war sein Herz froh und seine Füße waren ihm leicht, als strebe er von der Christnacht heim zur Bescherung.

Auf dem Heidewege traf er seinen Bruder.

„Man meint gerade, die wilde Jagd kimmt hinter einem her, wie du losrattersccht!" sagte August. „Man meint, du wärst verrückt gewor'n. Erst redest du ewig, und nachher möchtst du dir die Seele aus dem Leibe rennen."

„Du konntest doch warten uff mich."

„Nee, ich hab gemeint, eher holte mich Petrus mit seinem Wagen dort oben, eh du mit deiner Karre mitkämst!" antwortete August.

„Nee, so einer kimmt nu gerade nicht, so ein Himmelswagen!" äußerte Friedrich nach einer Weile und vergaß über der Arbeit seines Kopfes vorläufig die Karre weiterzuschieben. — „So einer nicht; aber 'n anderer Wagen kimmt balde: die Hochzeitsfuhre!"

August dachte nicht daran, weitere Auskunft zu verlangen.

„So?" hauchte er nur, und sie fuhren, ohne noch ein Wort zu reden, bis vor ihr Lehmbudchen.

Da stellte sich Friedrich vor die Tür, denn einmal mußte das Geheimnis doch heraus, und am Abend sprach sich's leichter als am Tage.

„Hast du das junge Mensch gesehn, August, die dort stand mit der Rübenstampfe?" fragte er feierlich.

„Nee!"

„Die wird, daß du's gleich weißt, meine Frau."

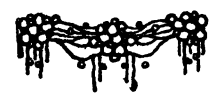
August ging stumm in die Kammer und kroch in sein Bett.

„Deswegen hast du wohl das schöne Faß rausgefahren, wegen so einem Weibstück?" rief er zum andern Bett hinüber.

Friedrich fand in der Nacht keine Antwort.

▫▫

Als August am Morgen aus dem Bett stieg, war sein Bruder schon verschwunden, und Augusts Stiefel standen, zum ersten Male seit Wochen, ungeputzt vor ihm. Da hatte er seine Antwort. Warum benahm er sich auch nicht brüderlicher bei Friedrichs Antrag!





Der Mann im Hörerraume

Der Mann im Hörerraume

Heben Sie die Hand und sprechen Sie mir den Eid nach: „Ich schwöre — bei Gott — dem Allmächtigen — und Allwissenden, — daß ich — die reine Wahrheit sagen, — nichts verschweigen — und nichts hinzusetzen werde. — So wahr mir Gott helfe!“

Der vereidigte Zeuge drückte seine zitternden Beine fest an das kleine Tischchen am Holzgitter, um Halt zu gewinnen, und sah den Richter erwartungsvoll an.

„Sie sind Zeuge gewesen, als der Angeklagte, Bauersohn August Schmaler, den Bauersohn Hanto mit einem Stück Eisen geschlagen oder gestochen hat. Erzählen Sie mal.“

„Wir sind bei der Gutsherrschaft zur Kirmes gewest; ich hab's schon zu Protokoll gegeben —“

„Das geht uns hier vorläufig nichts an; die andern Herren müssen das von Ihnen selber hören. Also Sie waren zur Kirmes, und Schmaler war aufgeregt, weil Hanto auffällig lustig war und sich bei allen Mädchen

herumdrückte und schließlich auch mit der Marie Dobberke tanzen wollte. Was sagte der Angeklagte über Hanto?"

„Er meinte, was der Hanto ist, der hätte doch nichts auf dem Gutshofe beim Lobetanze zu suchen und sollte sich lieber schämen bis auf die Knochen; denn er hätte ein paar Menschen oder ihr Glück auf dem Gewissen."

„Was meinte er wohl damit?"

„Schmaler war mit einem Mädchen gegangen seit Jahren, das er mal heiraten wollte. Nur wollte er erst seine Militärzeit abmachen, weil auch sein Alter nicht eher ja sagen wollte. Der August wollte das Mädchen haben, und wenn sie beide nur Knollen und Salz fressen sollten, — hat er stets gemeint."

Im dichtbesetzten Hörerraume des Gerichtssaales spuckte in dem Augenblicke ein Mann aus und zog flink das trotz der Hitze um den Hals gewürgte dicke wollene Tuch vor das zornglühende Gesicht. Seine Nachbarn stießen sich bei diesem wiederholten Zeichen seiner Mißachtung an und tuschelten über die Gründe seines auffälligen Benehmens, ohne zur Gewißheit zu kommen.

„Was war die Marie Dobberke für ein Mädchen? War sie gut angeschrieben im Dorfe? Haben Sie sich nicht gewundert oder mit andern darüber gesprochen, daß der Angeklagte gerade bei ihr so oft zu sehen war, bevor

er zum Militär ging? Was haben Sie darüber gehört?" forschte der Richter weiter.

„Die meisten haben freilich zu Anfang gemeint, es gäbe doch noch mehr hübsche Mädchen, und sogar mit Geld; andere sagten auch wieder, wo die Liebe mal hinfalle, dort bliebe sie sitzen; da könnte sich jeder Mensch das Maul roh reden, das nützte doch nichts. Die beiden müßten selber sehn, wie sie fertig werden täten, wenn der Alte kein Geld herausrückte."

„Der wollte nichts von der Heirat wissen?"

„Das fehlte noch!" brummelte der Mann im Hörerraume darein und senkte vor dem forschenden Blicke des Richters flink den Blick zu Boden, während die in der Erregung zitternden Hände die alte Mütze kneteten.

Der Gerichtsdiener wand sich wie ein Huschkätzchen durch die Kriminalstudenten aus dem Volke und nahm den Übereifrigen leise ins Gebet: wenn er sich nicht ruhig verhalten könne, solle er sich entfernen.

Inzwischen beantwortete der Zeuge dem Richter die Frage. „Der alte Schmaler hat in der Schenke oft erzählt, wenn der Sohn das Mädchen nähme, kriegte er auch nach der Militärzeit nichts; er hätte früher nur etwas versprochen, damit der verliebte Dingrich erst mal ruhig Soldat würde. Nicht mal soviel, wie schwarz unterm

Nagel sei, würde der August kriegen, ehe der Alte nicht die Augen zumachte. Der Eigensinn sollte mit seiner Bettelprinzessin ruhig hungern; die hätte ja nicht mehr im ganzen Vermögen, als einen Taler weniger dreißig Silbergroschen."

„Die Marie war sehr arm?"

„Sehr arm und sehr hübsch war sie."

„Was geschah nun, als der Angeklagte vom Militär kam?"

„Knapp, daß August Schmaler fort war aus dem Dorfe, ist der Hanto hinter der Marie her gewest, wo er nur gekonnt hat. Manche meinten, der alte Schmaler hätte den Menschen am Ende dazu aufgefordert, um das Mädchen von seinem eigenen Sohne loszubringen. Unter der Brücke auf der Chaussee hat Hanto dem Mädchen sogar auf dem Kirchgange aufgelauert und ist auf die Marie losgegangen wie ein Schießhund, mit Betteln und Bitten, und wie sie gemeint hat, sie hätte, was sie brauchte, da hat er das Mädchen bedroht; er würde sie mal kirre kriegen im guten oder im bösen."

„Was geschah beim Lobetanz?"

„August Schmaler war ein paar Tage vorher von den Soldaten losgekommen und war zur Aushilfe auf

dem Gute, bei der Ernte, um sich ein paar Pfennige Geld zu machen?"

„Er hat sich auf dem Gute nur mit seinem Mensche herumfieln wollen!" erzählte der Hörer seinem Nachbar und lachte vor sich hin. „Den kenn ich besser, und sein Weibstück auch!"

„Die Marie war damals auch gerade auf dem Gute tätig?" fragte der Richter.

„Ja! Bei den Bauern hat der alte Schmaler und Hanto das Mädchen herausgeekelt; auf dem Gute, wo mehr Gesinde beisammen ist, war mehr Schutz für sie."

„Bei dem Lobetanz weilten außer dem Gesinde und der Herrschaft einige Bekannte des Gutsbesitzers aus der Stadt. Die Leute aus dem Dorfe standen am Tore und tanzten nicht mit, — haben Sie früher erzählt. Die Knechte tanzten zuerst mit den Herrschaftsdamen, und die Herren mit den Mägden. Als die Marie Dobberke später nochmals mit einem der jungen Herren tanzte, mischte sich Hanto, der auf dem Gehöft gar nichts zu tun hatte, hinein und forderte Schmaler auf, ihm das Mädchen zu einem Tanze zu überlassen. Was sagte Schmaler?"

„Er meinte, Marie wüßte selber, was sie zu tun und zu lassen habe, er für seinen Teil glaube nicht, daß Marie mit Hanto tanzen würde. Hanto möchte sich

lieber verstecken und könnte ins Gefängnis kommen, nach der Art, wie er das Mädchen schon gepackt habe."

„Die Marie tanzte nun auch nicht mit ihm?"

„Nee. Jetzt ging Hanto auf Schmalern los und schrie: die habe ich schon ganz anders gepackt als beim Tanze."

„Weiter!"

„Hanto wird bei deinem Mensche mehr als einmal sein Lüstchen gestillt haben!" zischte der Mann im Hörerraume, und sah dem Angeklagten fest ins Gesicht. „Das Mensch und du, ihr seid ja ein Packzeug! Warum ist sie denn nach dem Lobetanze ins Wasser gegangen! Pfui!"

In der Aufregung war beim letzten Worte aus dem Getuschel laute Rede geworden.

„Ich bitte mir Ruhe aus da hinten!" schrie der Vorsitzende. „Noch einmal, und ich lasse den Ruhestörer abführen. Sie haben sich ganz anständig zu verhalten; beim geringsten Laut lasse ich räumen."

„Zeuge, weiter! Hanto meinte also, er habe die Braut Schmalers zu mehr als zum Tanze gehabt. Damit wollte er wohl den Schmaler ärgern?"

„Dem ist das gleich sehr in die Knochen gefahren."

„Was tat er denn?"

„Er ging auf Hanto los, der sich von keinem Menschen fortweisen lassen wollte, —“

„Deswegen schwebt noch eine Klage gegen ihn —“

„Und meinte, Hanto, du bist ja ein ganz verlogener Kerl —“

„Umgekehrt wird ein Schuh draus!“ lispelten schon wieder die Lippen des Hörers.

„Ja, so meinte er zu Hanto!“ erzählte der Zeuge weiter. „Wie er das sagt, da fährt ihm Hanto an die Gurgel und brüllt: du mit deiner Vettel wirst nicht weit kommen; ihr baut ja goldne Luftenburgen, und darin wird nichts sein als ein Hungertuch, erbärmliches!“

„Hanto packte den Schmaler am Halse. Schlug er auch auf ihn los?“

„Ja, was hast du, was kannst du!“

„Nur gut, daß nichts danebenging!“ drangen die Worte in dem hinteren Teil des Saales in das dicke Halstuch.

„Da hinten soll Ruhe herrschen!“

„Die Marie weimerte so sehr, weil ihr Liebster so zugerichtet war, und meinte, sie hätte Hanto noch niemals einen Gefallen getan; der wäre gerade so mit Gewalt auf sie losgekommen, wie jetzt auf Schmalern. Auf das kam erst die Wut über Schmalern. Kein Mensch wußte

noch richtig, was los war; auf einen Ruck war er beim Schuppen, und weil er wohl nicht gleich fand, was er suchte (wer weiß denn!), ging er auf einen Pflug los und riß ihn auseinander, als wäre er von Pappe, statt von Holz und Eisen. Die Schleppe und das Vordergestell mit dem Rädchen flog gleich in zwei Stücke, und in der einen Hand hielt Schmaler den Vorstecker, und ehe noch einer zu Verstande kommt, sticht er auf Hanto los, daß der wie vom Blitze getroffen hinschlägt und seit dem Tage herumläuft wie ein Dummer. Der Doktor hat geurteilt, allmählich täte sich das wieder legen."

„Das wissen wir. Hatten Sie den Eindruck, als ob Schmaler in dem Augenblick nicht recht bei Verstande war? Oder meinen Sie, er habe seinen Gegner erstechen wollen? Was sagte er selber?"

„Er schrie nur. Der junge Mensch war wie nicht recht zurechnungsfähig."

„Hatten den Eindruck noch andere Leute?"

„Das meinte jeder, wo man auch hinhörte."

„Der hat Hanto erstechen wollen und weiter nichts!" tuschelte der Hörer wieder, und sein glattes Gesicht war rot vor Wut wegen der Ansicht des Zeugen.

„Welchen Ruf hatte Schmaler allgemein? War er

ein gewalttätiger Mensch, oder wissen Sie sonst etwas Nachteiliges über ihn?"

„Aus eigener Wissenschaft weiß ich nichts Schlechtes. Die Menschen reden ja viel."

Der Hörer erhob sich, ohne es selber zu wissen, und seine Lippen flogen aneinander. „Gestohlen soll er haben — gestohlen!" hauchte er. „Und wer hat denn Dobberkens Marie ins Wasser geschmissen?"

„Was reden die Leute Schlechtes?" fragte der Richter. — „Kannten Sie ihn als streitlustigen Burschen oder nicht?"

„Nein, das nicht! In der Schenke hat wohl mal einer behauptet, was Schmaler am Tage sehe, sei in der Nacht sein Eigentum!"

„Aber von einem Beweise wissen Sie nichts? — Die Marie Dobberke ist am Morgen nach dem Lobetanz tot im Dorfteiche gefunden worden. Haben Sie da Beschuldigungen gehört?"

„Ich trau's ihm nicht zu, dem Schmaler, daß er gestohlen hat oder sonst was Heimliches getan. Im Dorfe ist die Rede gewest, die Marie werde ins Wasser gegangen sein wegen der schlechten Redensarten des Hanto."

Des Hörers Augen hingen am Gesicht des Angeklagten, und seine Lider zuckten in der Erregung. Er

beugte sich vor, als hätte er die Absicht, den Mann auf der Anklagebank zu packen:

„Das sind ja Faxen, was der sagt! — Du Kerl maust ja wie ein Rabe, wenn's drauf ankommt; du hast auch das Mädchen um die Ecke gebracht!"

Laut drangen die letzten Worte aus dem Hörerraume in den totenstillen Raum; der Sprecher selber erschrak, und die Wirkung auf so viele Menschen brachte ihn zur Besinnung.

„Wer untersteht sich schon wieder, dazwischenzureden? Das ist ja eine Ungebühr sondergleichen! Kommen Sie jetzt mal vor!" befahl der Richter mit donnernder Stimme.

Er sah den Schuldigen allein an der Brüstung stehen, denn seine Nachbarn waren erschreckt von ihm abgerückt.

„Gerichtsdiener! Sie führen den Menschen hier vor! Ich beobachte schon stundenlang, wie er die Verhandlung stört; jetzt ist meine Geduld zu Ende. — — — Hier, stellen Sie sich vor den Tisch. Was fällt Ihnen denn ein? Sind Sie angetrunken? Ich sehe Sie schon seit einer Stunde wiederholt an, um Sie zu warnen. Wollen Sie hintergesperrt werden? Wenn ich recht verstanden habe, hatten Sie gegen den Angeklagten etwas vorzubringen. Wissen Sie, daß er schuldig ist?"

„Ich denke —"

„Was Sie denken, ist uns hier gleichgültig. Wie heißen Sie denn?"

„Ich heiße Schmaler, Hermann Schmaler."

„Schmaler? — Angeklagter, ist der Mann mit Ihnen verwandt?"

„Ja!" sagte der.

„'s wird wohl so sein!" bestätigte auch der Hörer leichthin.

„Ich verbitte mir diesen Ton, verstehen Sie! Sie sind hier vor Gericht. Ich frage Sie: sind Sie verwandt mit dem Angeklagten?"

„Ja!"

„In welchem Verhältnisse stehen Sie zu ihm?"

„Wir haben einen und denselben Vater."

„Also ist der Angeklagte Ihr Bruder. Warum sagen Sie das nicht gleich?"

„So einen nennt man vor andern Leuten nicht gern so!"

„Ich weiß noch nicht, wie der Gerichtshof gegen Ihren Bruder entscheiden wird, und ich verurteile, daß er sich, trotzdem er schwer gereizt war, soweit gegen seinen Angreifer hat hinreißen lassen. Aber das kann doch kein Grund für Sie sein, sich in der Weise hier vor Gericht einzumischen? Der Gerichtshof wird beschließen, ob Sie

sofort wegen Ungebühr vor Gericht abzuführen seien. Was haben Sie zur Entschuldigung anzuführen? Was können Sie denn für einen Grund haben, Ihren Bruder mit Gewalt zu beschuldigen, schlechte Aussagen gegen ihn zu wünschen und ihn ins Gefängnis zu bringen? Reden Sie!"

„Herr Amtsrichter, nehmen Sie's nicht für ungut; aber wir sind doch schon seit drei Jahren in Familienfeindschaft!" — —

Kain und Abel!





Der fliegende Fiedler

Der fliegende Fiedler

Von kräftigen Armen geführt, glitten die Stoßeisen auf der durchsichtigen steinharten Fläche dahin, unter der das Wasser gluckerte, und bei jedem Stoß sanken die Schwaden des trockenen Schilfes um, wie wenn der Mäher durch das Meer der Getreidehalme gehe.

Schon blitzte ein von den gelben und grünen raschelnden Säumen befreites Fließ völlig im Sonnenlichte, und ein leiser Wind fegte trockene Blätter und eisigen Staub das lange, lange Silberband entlang und den beiden Männern ins Gesicht, die nun mit den spitzen Stoßeisen ihren Schlitten weiterschoben.

„Prost um die Hälfte!" rief Krepel plötzlich, griff hinter den Schürzenlatz und setzte die Branntweinflasche an die trockenen Lippen.

„Du bläst ja gerade so gut, wie du sonst fiedelst!" sagte sein Begleiter Rubin.

„Das liegt uns Krepelscher Gesellschaft im Blute. Was läge denn daran, wenn ich alter Kerl mir das Lämpchen

ausbliese? Ich bin nichts mehr nütze auf der Welt. Wenn mir der liebe Gott wenigstens noch einige Jahre den Bruder Christian durchgeholfen hätte! Aber jetzt hab' ich gerade keinen Menschen mehr!"

„Der ist doch gut aufgehoben, dein Bruder! Braucht der noch in Lumpen hier auf dem Eise zu stehn? Sein Vergnügen haben und zum Tanz aufspielen wird er oben alle Tage können; der bläst jetzt am Ende für die Engelchens. Und frieren werden die da oben auch nicht; da wird gewiß Holz in Hülle und Fülle sein. Weißt du, Gottlieb, ich bin ja so'n bißchen dumm im Kopfe; aber wenn ich im Sommer abends so stille sitze und alles so ruhig ist, daß man bloß die Uhren in den Stuben ticken hört, und die Kinderchens im Schlafe aufschreien, da hab ich immer meine Betrachtungen über das Leben im Himmel."

Er wagte nicht ganz aufzusehen, der Knecht Matthes Rubin, als mache er sich einer Sünde schuldig, über den Himmel etwas zu reden, was nicht im Gesangbuche stand.

Doch Krepel begriff.

„Nicht wahr?" stimmte er auffällig rasch zu. „Mir geht die Sache auch immer im Kopfe herum, wie das aussehen mag. Wenn ich nur bald zu Christian käme! Einer ohne den andern ist bei uns nicht möglich. Am

besten wär's, wir könnten wieder zu zweit wirtschaften. So ein bißchen rumbasteln da oben, da täte Gottlieb Krepel lieber mitmachen, als hier unten Schilf einheimsen als Knecht mit nahe siebzig Jahren. Faulenzen wollt' ich noch gar nicht mal da oben; alle Tage täte ich mir die Taschen voll Nägel sacken bis zum Platzen, und dann täte ich mit einem Hammer herumgehn, und wo was locker ist am Zaune oder am Stege, da täte ich in einer Tour hämmern und die Nägelchens einschlagen. Kein Untätchen müßte mehr sein im ganzen Himmel ..."

Gottlieb Krepel versank in einen schönen Traum. Er starrte in die Weite über die kahlen Wiesen.

Vor seinen Augen wuchsen riesengroße, buschige Bäume, und aus ihrem Gezweig leuchteten, dicht aneinandergewachsen wie die Beeren an der vollen Traube, goldige Zitronen und Orangen, und große rote Rosen dazwischen. Nur ganz verstohlen konnte die Sonne diese Pracht durchdringen. Und wo ein lichtes Fleckchen im Moose war, da tanzten die Engel Ringelreihe, und Gottliebs eigene Großmutter stand dabei; die hatte sich eine Stelle als Kinderfrau oben ausgemacht und brauchte nur aufzupassen, daß sich keines verliefe von den ganz kleinen Engeln. Aber die Alte war noch gerade so ein gebücktes Mütterchen wie damals, als sie mit der Hocke Gras auf

dem Rücken am Chausseestein liegengeblieben war, um die Reise in das Himmelsparadies anzutreten.

Da oben hatte sie's nun glücklicherweise gut getroffen!

Und weiter hinten: wer kam denn da die breiten Stufen heruntergeschritten? Auf einem goldenen Sessel mit sammetner, sternenübersäter Decke saß der alte Herrgott, strich den silberweißen, langen Bart und beobachtete ebenfalls den Davonschreitenden, der unbekümmert umherbummelte, als ginge er in einem eigenen Garten spazieren, den er doch nie besessen hatte! Das war wirklich Christian; — nein, wie der Mensch sich im Himmel eingelebt hatte! Der war sicherlich Musikante geblieben; die Leute hatten schon zu seinen Lebzeiten auf der Erde stets gesagt, Christian Krepel sei der einzige Mensch im Spreewalde, an dessen Töne sich die Beine klammerten wie Kletten.

So einen mußten sich natürlich auch die Engel warm halten, und der Herrgott selber würde noch nicht oft so viel Inbrunst in der Musik gehört haben. — — —

„Krepel, du schläfst wohl gar?" fragte Rubin plötzlich.

Der Gefragte fuhr sich über das Gesicht und kam in die Wirklichkeit zurück.

„Mir war gerade, als hätte ich in den Himmel geguckt, wie schon nachts manches liebe Mal. Das funkelt nur so von purem Golde, wenn man da einen Blick hineintut. Christian hab ich auch gesehn; der geht stolz daher wie ein Polizifte hier auf Erden, und hakt die Hände hinten zusammen. Nee, so ein Glücke! So möchte ich's auch haben! ... Was meinst du: ob man Christian nicht aufsuchen müßte? Mir ist schon schockmal der Gedanke aufgestoßen: fliegst mal hin zu Christian! Am Ende kann man gleich obenbleiben! Hier unten ist ja doch nur Schinderei für unsere alten steifen Knochen. Ich habe erst Sonntag wieder in der Kälte auf dem Kirchhof gesessen auf seinem Grabe. Ich sage: Christian! sag ich, sieh mal, mit mir ist nichts mehr los. Kaum macht man den Puckel und die Hände ordentlich krumm: gleich bin ich müde zum Zusammensinken. Wenn mir doch der liebe Herrgott die Hand reichte und sagte: geh mit, Krepel! — Mir war so, als meinte Christian, ich sollte Anstalten machen dazu; wer erst mal oben wäre, dem täte kein Fuß mehr weh. Ich hab mir doch schon nach Mutters Tode die zwei Fletten (Flügel) zurechtgestutzt. — Du weißt ja! Man möchte meinen, wenn man sich die fest anmachte, müßte man losfliegen können wie eine Schwalbe."

„Rumgebastelt hast du jahrelang daran; jetzt ver-

suche sie doch mal und fliege los, und wenn du oben ankommst, dann vergiß deinen alten Freund Matthes nicht. — Prost!"

Er hielt Gottlieb Krepel die Flasche entgegen, als müßten Gottliebs Gedanken gestärkt werden.

„Du wirst wohl aber auch so einer sein: aus den Augen, aus dem Sinn!"

„Das woll'n wir mal sehn," antwortete Gottlieb. „Man möchte gerade mal heute versuchen bei dem schönen Mondschein. Ich hab' mir gedacht, man steigt auf eine große Linde mit den angebundenen Fletten, und nachher fliegt man erst ein Stückchen Probe. Du könntest mir gerade beistehn dabei. Die werden sich oben schön wundern, wenn ich in der Luft herumschieße wie ein Huschkätzchen. Bei dem Mondschein müssen die unsereins doch sehen?"

„Gleich werden sie die Bescherung sehen! Die haben doch nichts zu tun als aufzupassen wie die Heftelmacher."

„Da mach ich heut Probe — aufgeschoben hab ich's lange genug. Wenn ein Unglück passiert, na, schadevoll! Prost!"

Er reichte die leere Flasche zurück.

„Weißt du," sagte er, „ich hab heut nicht mehr für'n Dreier Lust zur Arbeit. Wir gehn gar nicht mehr hinaus, und trinken lieber einen in der Schenke."

Matthes antwortete nicht, und das bedeutete bei ihm Zustimmung. Erst als er den Schlitten eine Weile gestoßen hatte, während Gottlieb mehr daran hing, als ihn vorwärtsschob, gewann er seine Sprache wieder:

„Eigentlich tut mir das jetzt leid, daß du auch davongehn willst. Ich denke bloß: man sieht sich bald wieder. — Was ich sagen wollte: wieviel Geld hast denn du noch?"

„Ein paar Talerchens sind ja noch da. Einer davon wird heute noch fix in der Schenke kleingemacht, und einen will ich dir hierlassen, daß du nicht gerade ganz auf fremde Menschen angewiesen bist, bis wir uns wiedersehn. Die übrigen paar Groschen will ich mir selber einstecken; man weiß nicht, wie alles wird, wenn man ins Fliegen kommt."

Der Schlitten sauste schneller und schneller über die glatte Bahn, und die reine Luft jagte das Blut rascher durch Krepels Adern. Das Sonnenlicht und die Schatten der Erlen zitterten in jeder Minute hundertfältig über das Eis. Ein glühendrotes Flackern schlug in die Augen und erregte die Sinne noch mehr.

Krepel fühlte sich fliegen, aufschweben über die Blockhäuser mit den blinkenden Fensterchen, zum Abendhimmel, und er sah unter sich die Fließe glänzen und aus den

weißen Wiesenflächen die runden Kuppen der Heuschober ragen. —

Ja, wenn er erst die Flügel am Leibe hätte: sie mußten ihn emportragen über die höchsten Pappeln bis an den Mann im Monde, der von altersher dort den Fiedelbogen strich, um die Sünder aus der Hölle zu erlösen — und sie mußten ihn tragen bis in das Himmelszelt hinein und dem Bruder Christian in die Arme.

▫▫

Der Lauf des Schlittens verlangsamte sich, einzelne Häuser tauchten am Ufer des Fließes auf, und die Gedanken kehrten zurück von den Himmelshöhen zur irdischen Scholle.

„Wo wollen wir denn den Taler kleinmächen?“ fragte Rubin, als die Schilfladung im Hafen des Eigentümers geborgen war.

„Ich will noch fix in die Scheune laufen und meine Fletten holen!“ antwortete Krepel. „Und mein bißchen Geld muß ich mir einstecken. Hernach trinken wir mehrere Gläschen Grog in der Schenke draußen, und zu Abend probieren wir mal — du weißt ja.“

„Du sollst sehen, du kommst oben an, Gottlieb, ehe du dir's versiehst!“

„Geh immer und bestelle.“ —

Rubin brauchte nicht lange zu warten. Kaum stieg der Dampf aus der Grogkanne und umhüllte sein Gesicht, so huschte auch sein Freund durch die Tür, und unter dem langen Knöchelschwenker, seinem besten „Staat“, hielt er die sorglich vorbereiteten Flügel, die ihn nach dem Ziele seiner Sehnsucht tragen sollten.

Er legte sie auf die Bank zwischen sich und Rubin, und ehe er ein Gläschen trank, faltete er die schwieligen Hände:

„Die müssen unsereins doch tragen!“

„Trinke nur zünftig, daß du Mut kriegst!“

Die alte tönerne Kanne wurde leer und voll und abermals leer und voll. Und als abermals der letzte Tropfen getrunken war, griff Krepel in den Beutel und warf den Taler auf den Tisch:

„Hier ist Geld!“

Er kicherte in sich hinein:

„Fort mit Schaden! Na, Meister,“ redete er den Wirt an, „Ihr traut unsereinem wohl keinen Taler mehr zu? — Wir haben noch mehr solcher Flimmerchens: pink, pink, pink! Das ist Reisegeld. Soll ich Christian etwa von Euch grüßen? Da braucht Ihr's nur zu sagen!“

Der Wirt kannte Krepels Pläne schon lange.



„Ich glaube gar, Ihr verrückter Kerl wollt Euch versündigen und Eure Flügel anbinden, und wie ein Vogel in die Lüfte segeln! Ihr seid ja nicht bei Troste!"

„Ihr wißt 'n Pech, was möglich ist und was nicht!"

„Na meinetwegen! Guten Rutsch!"

□□

Nicht lange, so legten sich draußen auf der Wiese mit Rubins Hilfe die Stricke um Krepels Glieder und um die Flügel. Er kletterte, von seinem Freunde geschoben, und stand auf dem Lindenbaume. Die Hände krampften sich um die Weidenbügel der Flügel, und in der federbesäeten Leinwand, mit denen sie bespannt waren, fing sich der Wind.

„Wie ist dir jetzt, Gottlieb?" fragte Rubin.

„Mir ist so leicht, als flöge ich schon durch die Luft!" Er starrte in die Höhe, und Zeit und Ort waren für ihn nicht mehr da.

„Christian, ich komme ja jetzt zu dir hinauf! Du wirst mir doch beistehn! Wir sind ja immer gut ausgekommen! Mal hat's ja auch Zank gegeben; aber lieber Gott, wo ist denn niemals Unfrieden auf der Welt? — Ich kann ja nicht mehr ohne dich leben; ich muß jetzt zu dir gehen!"

Rubin schüttelte die Angst.

Krepel war ein schlauer Kerl; die Flügel bewiesen das. Wer wagte denn sonst zu fliegen? Aber seine Predigt da oben in den Ästen der Linde, die war Rubin unheimlich. Er wendete sich und lief dem Dorfe zu. Nur einen andern Menschen wenigstens wollte er sehen, in ein helles Fenster schauen!

Krepel kümmerte die Flucht nicht; er sah nichts davon. Lauter setzte er seine Ansprache fort:

„Christian, steh mir bei! Hilf mir, wenn ich nicht gleich finden sollte! Jetzt seh ich ja schon die Türe im Himmel; mir ist, als hielte ich deine Hand. Jetzt paß auf, paß auf! Jetzt komm ich!"

Die Hände griffen nach den Wolken, und die Flügel blähten sich auf. Krepel schloß die Augen. Ihm war wohl, wie seit langer Zeit nicht. Ein lindes Feuer durchwärmte ihn; es war, als locke ihn Musik so leise und berauschend wie Engelchöre. Er schwankte und rückte ab von seinem Halt und ließ sich ziehen vom Wind und den Flügeln. Der Lindenbaum schwand unter seinen Füßen.

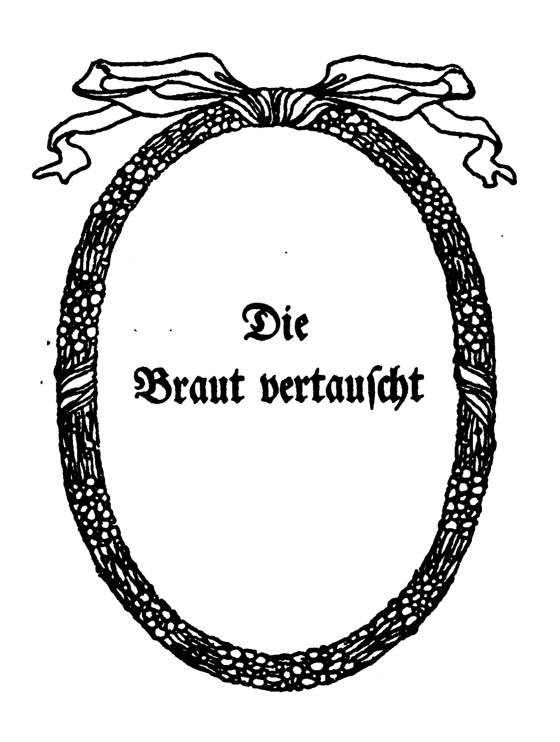
Die Engel aber nahmen ihn in ihren Schutz; sie ließen ihn nichts mehr spüren von den Schmerzen und Unvollkommenheiten dieser Erde.

▫▫

„Da liegt er ja!" sagte Rubin, als er mit Leuten aus der Schenke zurückkehrte, um das Wunder anzustaunen. Krepel aber öffnete die Augen nicht mehr, so sehr man ihn auch rüttelte. Seine Flügel hatten ihn schon zu weit fortgetragen.

„Wón leseso ak janzel a panu ak cart!" erzählt das Volk davon: er flog wie ein Engel und fiel wie ein Teufel!




Die
Braut vertauscht



Die Braut vertauscht

„Wie ist's denn mit einem Schweinchen?" fragte der Schneider Schincko und guckte über den Zaun. Die Bäuerin setzte das Kuhfutter, wie in höchster Überraschung, nieder und starrte den Fragenden an.

„Ja, ist das möglich? Ihr seid's, Schincko? Da müßten wir schon mal sehen!" meinte sie, als ginge sie ernsthaft auf die Frage ein. „Hab ich nicht gedacht, es käme ein Katzow?" — Doch fühlte sie mit dem Instinkt der Mutter, daß Schincko nicht um ein Schweinchen für seinen Stall handeln wollte, sondern als Freiwerber kam.

Der Ortsschulze und Bauer Lissina trat in würdevollem Schulzenschritt aus der Scheune, um einen Blick in den Pferdestall zu tun. Kaum hatte er aufgeblickt, so ging er wie im Schreck einen Schritt zurück: „Ich glaube immer, Vetter Schincko, Ihr kommt noch zu Besuche!" rief er. „Die Weiber haben heut Spinnte; da können wir noch eins in Ruhe reden!"

Schinckos Amt war, zuerst Ausflüchte zu machen;

er habe nur um ein Schwein fragen wollen. Doch kaum war das Tor hinter ihm, so zeigte er mit schlauem Lächeln den wahren Zweck seines Kommens. Er ging durch Ställe und Haus, beklopfte dort die Balken und musterte hier Vieh und Wagen mit sorgsamen Blicken.

Erst als einige Mädchen mit den Spinnrädern anrückten, setzten sich die Männer an den Tisch in der andern Stube, und während Schincko Backobst und Schweinefleisch kaute, steckte der Bauer feierlich seine Pfeife für die nahe Verhandlung in Brand und rauchte den besten Tabak unter der Sonne.

Als stehe ein Gewitter über ihm, duckte sich Schincko über die Schüssel, und der Schulze drehte verlegen an der Pfeife herum und drückte und schmatzte. So zeigten beide, was sie zu verbergen suchten: ihre Beklemmung.

Wie die Kanarienvögel zwitschern, sobald sie ein Klirren oder Tönen vernehmen, so taten sich beider Zähne im selben Augenblick auseinander, als drüben nach vielem Meckern, während alle Spinnrädchen liefen und schnurrten, das erste Lied angestimmt wurde. Aber beide Männer schwiegen gleich wieder, damit der andere die schwierige Arbeit des Beginnens auf sich nähme.

Aufmerksam, wie wohl noch nie in ihrem Leben,

lauschten sie dem unzählige Male gehörten Gesange, der in scharfem Zweivierteltakte durch das Haus und über die Gasse scholl:

Steh auf, steh auf, mein Mägdelein,
Jedeweh!
Es brachen Diebe bei Dir ein.
Es brachen keine Diebe ein,
Jedeweh!
Das werden meine Freier sein.

„Ijedewej! — Ako ta grozna boga — jede — bogata!“ sang Lissina hinterher, um ein paar Minuten Zeit vor Schincko zu gewinnen. Endlich begann die Verhandlung mit vielem Husten und Räuspern, und endlich war die Sache heraus.

Rubins Matthes hatte sich des Schulzen Jüngste auserwählt, und Schincko setzte die Worte so schön er nur konnte, um den stämmigen Burschen dem Mädel mundgerecht zu machen.

Der Schulzenhof war größer und angesehener als der Rubinsche; „bei denen kälbert sogar der Mist!“ pflegte man neidisch zu sagen.

Aber eins war dem Schulzen versagt geblieben: ein Sohn. Die Kinder waren nicht alle geworden; das ganze Knäuel der beliebtesten weiblichen Vornamen mußte her-

untergehaspelt werden, sollte keiner der sieben weiblichen Sprößlinge vergessen sein: Maria, Anna, Madlena, Lisel, Christel, Dorothea und Ursula.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ hatte sich Lissina in den ersten Jahren getröstet, und meinte damit, er werde in seinem Alter einen um so kräftigeren, frischen Sohn haben und so alle Spötter übertrumpfen. Vergebene Hoffnung!

Nur ein Trost blieb. Die Mädchen waren fix und obendrauf, und auch hübsch; nur die Berta Ursula Maria war zum Unterschied von allen andern ein bißchen verwachsen, und sie war fünf Jahre älter als das Nesthäkchen.

Schwere Angst! wetterte der Schulze, weshalb denn der Kerl, der Matthes, gerade die Allerjüngste nehmen wolle! „Und der Kerl soll auch nicht soviel taugen, wie schwarz unter'm Fingernagel ist! Aufs Wild und auf die Mädchen ist er wie'n Schießhund, doch sonst müßte er mehr Kopf haben. Er weiß alle Stege in die Heide, aber keinen heraus!“

„Es ist immer noch gegangen bei Rubins. Und schießen tun wir alle, wenn uns keiner von den Grünkragen erwischt. Die Hasen wachsen von selber im Walde; da ist

das Schießen keine Sünde nicht!“ so warf Schincko seine Moral in die Wagschale. Der Schulze wurde gefügiger; sogar über die Mitgift wurde verhandelt.

Aber daß er gerade die Jüngste hergeben sollte, behagte ihm doch nicht, und er redete sich um so mehr in die Wut, je sanfter der Schneider dareinfuhr. Als der Schulze sonst nichts mehr zu entgegnen wußte, kam er mit allerhand Winkelzügen gegen des Schneiders Verlangen, den großen Wiesenplan am Walde, den Stolz des Schulzenhofes, neben einem ansehnlichen Haufen Taler, zur Abrundung und Vervollständigung der Rubinschen Wirtschaft herzugeben.

Das Geld, ja! Das hatte man erworben, und ein Taler sah dem andern gleich. Aber die Waldwiese! Jedes Beet seiner Äcker und Wiesen war dem Schulzen wertvoll wie ein Stück seines Lebens, wie ein Glied seines Körpers; an jedes knüpfte sich die Erinnerung an besondere Ereignisse, an gute Jahre und auch an Hagel und Blitz und verheerende Überschwemmungen. Aber deren Spuren hatte er mit seiner Hände Arbeit nachher verwischen müssen, und so liebte er die wieder ertragsfähig gewordenen Ackerstücke nur noch inniger, wie die Mutter das mit schweren Opfern gerettete Kind.

Freilich, den besonderen Wert der Wiese für Matthes

begriff er darum nicht weniger; an sie grenzte der weite Wald, und daß der Schneider bei dieser Verhandlung seine Äuglein listig zukniff, zeigte deutlich, wie auch er die Leidenschaft des Freiers für das heimliche Jagdvergnügen nicht gering anschlug.

Wenn man dem Freier dies und anderes verzeihen sollte, meinte die Schulzin, so solle auch er Haare lassen.

Die Mädchen steckten nach einer Weile kichernd ihre Nasen in die Stube.

„Was der Matthes ist, der geht jetzt auf die Freite!" rief die Mutter Ursula, der Jüngsten, zu.

„Er wird's am Ende nötig haben," entgegnete sie kurz und schüttelte den Flachsabfall vom Rocke.

„Er will sie von hier haben!"

„Es gibt ja die schwere Menge!"

Der Schneider meinte, bei Lissinas seien davon nicht die wenigsten.

„Na, dann soll er kommen!" rief sie und verschwand.

Das Mädchen hatte keinen Anlaß, zärtlicher zu werden; sie kannte Matthes nicht besser, als ihn ihre Schwestern kannten; nur in der Kirche, beim Tanz und auf dem Felde hatten sie sich oft getroffen. Ihm aber

waren die Jahre, in denen er als vornehmstes Recht der Jugend ansah, mit Mädchen und Messer zu sündigen, nur so dahingeflogen. Wie über Nacht fiel ihm einst ein, daß er schier dreißig Jahre alt sei und dem Hofe eine Bäuerin geben müsse.

Wie Heißhunger überfiel ihn nach dem steten Überspringen der Stränge die Sucht, eine schmucke Frau in sein Haus zu führen, aber eine, um die man ihn beneidete. Im besten Ansehen standen überall die Lissinschen, und weshalb würde man ihm nicht eine von den sieben geben? Und wenn er eine nahm, warum nicht die Jüngste? Aß sie doch nicht mehr als eine Alte!

Eine ruhige Ehe, meinte er, hänge nur vom guten Willen beider Teile ab; warum erst lange katzenbuckeln vor einander! Keck zugreifen!

Lissinas kalte Zurückhaltung wirkte auf den Schneider wie Plapperwasser; er zog alle Register und konnte auch über die Gründe nicht schweigen, aus denen Matthes zu den Lissinschen kam. Äußerlich hatte das endlich den gewünschten Erfolg; doch hinter Lissinas harter Bauernstirn bereiteten sich besondere Pläne vor. Obwohl die Hochzeit nach dem Wunsche des Werbers bald gefeiert werden sollte, wußte Lissina doch die Entscheidung hinauszuschieben.

Er lockte Schincko nach der Spinnstube und harrte dort bei Spiel und Gesang aus, bis nach den Tönen einer Harmonika die Burschen in den Hof gezogen kamen.

„Die Kerle sind da!" jubelten die Mädchen, und stießen das vergitterte Fenster auf. Da standen nun Kito und Gottlob, Gottlieb, August und Juro, und harrten der Heimkehr des Schatzes. Ein Weilchen durften sie eintreten, um sich zu wärmen und den Mädeln den Flachsstaub vom Rock zu klopfen. Dafür gab's einen Apfel zur Belohnung. Der Juro guckte inzwischen starr zur Decke und fingerte an der Harmonika herum, bis er zum Kehraus aufspielte:

> Unser Mütterchen hat Gänse,
> Sind sechs weiße, sieben graue,
> Was sind das für Gänse?

Mit roten Gesichtern traten die Mädchen den Heimweg an, und über Wiesen und Felder, an eisbedeckten Kanälen und über hohe, hühnersteigartige Brücken oder Bänke wanderten sie nach dem einsamen Heim.

Von hier und von dort erscholl noch, da Frühlingsstimmung im Herzen war, ein Liedchen oder ein Juchzer durch den kahlen, starren Elsenwald, über dem die sternenhelle Winternacht lag; bloß Schincko fühlte nichts davon. Er konnte nur für andere von Mai und Liebe reden.

Die Bockbeinigkeit Lissinas, das sah der Schneider voraus, reizte Matthes nur. Wohlfeile Früchte hatte er die schwere Menge vom Baume der Liebe gepflückt; jetzt hatte er seine Sieghaftigkeit im Ernste zu beweisen.

Selber wollte er zu Lissina gehen und anfragen; er bastelte aufgeregt in Stall und Scheune, in Hof und Stube, um alles in guten Stand zu setzen, damit es eine Prüfung der künftigen Verwandtschaft aushalte. Und über der Grübelei und Flickerei vergingen die Wochen; der klare blaue Winterhimmel überzog sich mit düsterem Gewölk; die aufgeweichten Wiesen wurden durch mächtige Schneefälle ungangbar, und das mürbe Eis der unter der Decke kaum sichtbaren, kreuz und quer verlaufenden Kanäle hielt Schlittschuh und Kahn auf.

Wie andere Leidensgenossen, saßen die Rubinschen fast ohne Unterlaß im Dunkeln; die Lampen brannten nicht mehr, denn die Ölkannen waren leer.

Matthes hockte mit der Mutter und den beiden Mägden in den paar Tagesstunden über dem Tisch, und während die Hände mit Federnschließen beschäftigt waren, dachte er an eine bessere Zeit nach Ostern. — Federnschließen — meinte die Rubin — könne man nie genug. Ordentliche Betten gehörten ins Haus wie das liebe Brot und

wie eine junge und erfahrene Frau. Ein zu junges Ding tauge nicht in die Wirtschaft.

Matthes dachte hierüber anders. Sein Schweigen, nahm er an, werde die Mutter schon recht zu deuten wissen. Und ob sie Bescheid wußte! Ihr weiblicher Instinkt und der Schneider Schincko hatten sie keinen Augenblick darüber im Zweifel gelassen, daß Matthes das jüngste Blut heimzuführen gedachte. Da war Schincko auch ihr Vertrauter geworden, den sie mit besonderer Kunde zum Schulzen gesandt hatte. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen; da war denn für alle ein Nebel über der Zukunft.

Des Himmels Wetterwolken mehrten sich noch. Wollte sie schon der alte Lissina nicht gern geben, so begann sich die jüngste Lissinsche nun auch noch selber zu sträuben; und sie hatte ihren guten Grund; die Angst, der fette Happen könnte ihm weggeschnappt werden, hatte einem andern, der Ursula willkommeneren Freier den Mund geöffnet.

„Lissina," meinte auch die Bäuerin, „wenn wir eins von den andern Mädchen in das Rubinsche Haus bringen könnten, das wäre mir schon sehr lieb!" Und mit mütterlicher Schlauheit wußte sie auseinanderzusetzen, wie auch die Mutter des Matthes sicherlich für eine erfahrenere



Bittrich, Spreewaldgeschichten. II. Bd. 40

Schwiegertochter wäre; jede Mutter wolle das Glück ihrer Kinder. Zwar sei auch die Jüngste ganz gescheit, aber bei Matthes müsse man Haare auf den Zähnen haben, habe auch Muhme Rubin schon immer gesagt. „Ein Stückchen Wiese mehr hinzugeben, täte uns nachher auch nicht die Seligkeit kosten."

So reifte in der Weltabgeschlossenheit beider Häuser der Plan: der Matthes mußte eine Ältere haben. Er war, sagte man sich, viel zu stolz, eine Niederlage den Unbeteiligten zu verraten; lieber schluckte er den Ärger hinunter. Und da er auch zu viel Gerechtigkeitsgefühl besaß, seine erste Wut an einer Schuldlosen auszulassen, so durfte man den Versuch wagen, hinterm Rücken in sein Geschick einzugreifen.

Während sich so die Wolken verdichteten, winkte das Osterfest.

Wo sonst die Spinnstube wochenlang Osterlieder übte, hatte die Kantorka diesmal in aller Eile die sangesfreudigen Kehlen in das rechte Gleichgewicht zu bringen, denn erst wenige Wochen vor dem Feste wurden die Wasser eisfrei und die Pfade sichtbar, so daß die Mädchen zusammenkommen konnten.

Matthes hatte die letzten Nächte im Erlenbusch sein

Vergnügen gehabt. Ein kräftiger Spreewaldbock mit schwarzem, zierlich geperlten Gehörn war seine Beute.

Er spionierte auch nach Schincko umher, doch vergebens. Das flinke Männlein war nicht zu entdecken, seitdem ihm Lissina sowohl wie die Rubinsche einen andern Weg gewiesen hatten, der bereits mit viel Talerstücken gepflastert war.

So blieb Matthes nichts übrig, als die Lissinschen aufzusuchen; und als sie, wie von Selbstverständlichem redend, meinten: „Es ist nicht mehr viel Zeit, wenn wir alles vor der Ernte richtig machen wollen," hieb Matthes kräftig in die Kerbe und erklärte kurzerhand, er müsse jetzt auf ein Wort wissen, ob er aus diesem Hause holen könne, was er brauche.

Lissina erklärte sich mit der Ehe einverstanden. „Mit dem Mädchen, was ich dir gebe, machst du Staat! Kennen tut ihr euch zwar nicht sehr, doch ein paar gesunde Menschen wie ihr sind keine Kinder mehr, und wenn sie ihre Wirtschaft haben, leben sie wie die Vögelchen!"

Nur den Wiesenplan am Erlenbusch könne er nicht sofort auf Rubin schreiben lassen, vielleicht später; sonst sage er die Erfüllung aller Bedingungen zu.

So setzten sie schriftlich fest, was Christof August

Matthes Rubin im Falle der Ehe mit Hanne Berta Ursula erhalten solle. Kaum hatte Matthes den Schein in der Tasche, als sich der Bauer in den ehrwürdigsteifen Schulzen verwandelte, der, obwohl ihn diesmal niemand sah, ordentlich seine Brille aufsetzte, die Feder zwischen den Zähnen hielt, den Aushängebogen vorkramte und ausfüllte, daß Christof August Matthes Rubin, des Bauers Martin Rubin hinterbliebener Sohn, mit Jungfrau Hanne Berta Ursula, Tochter des Bauers Traugott Lissina, in den Stand der Ehe treten wolle.

Die Jungfrau Hanne Berta Ursula, als sie hörte, daß man sie im hohen Rat der Familie für Matthes bestimmt hatte, tat nicht groß erschreckt: „Der Vater meint, ich sollte den Matthes nehmen!" sagte sie der Mutter. Und: „Sei ruhig, Bertel!" meinte die, „du kriegst einen Guten; deiner wird ja mal ein sehr guter Mann, wenn du dir ihn gleich gewöhnst."

Die Hanne Berta Ursula, bei den Lissinschen Berta genannt, war gar nicht die von Matthes ersehnte Jüngste, Ursula; aber was konnte das ausmachen? Sie bekam das mit, was man dem Freier versprochen hatte. Lissina sagte sich, er habe Matthes ganz richtig nach den eigenen, rein praktischen Seiten beurteilt. Hielt Matthes doch den schnellen Heimgang nach seinem Besuch für wichtiger, als

eine Unterredung mit dem Mädchen seiner Wahl, das bei der Kantorka Osterlieder übte.

Matthes kannte eines der Lissinschen Mädchen so gut wie das andere. Gab ihm ihr Vater das Jawort, so war ihr Schicksal entschieden. Nach der Hochzeit würden sie genug Zeit haben, sich auszusprechen. Jetzt galt es, die Wirtschaft für den Familienzuwachs ordentlich instand zu setzen, und allerlei Arbeit auf den Äckern wollte ebenfalls bald erledigt sein.

So machte er sich nur am Osterfeste noch einmal auf, die Vorbereitungen zu besprechen. Es war ein allgemeines Wandern von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf. Wo ein Pate wohnte oder eine Patin, hatten die Kinder vom ersten bis vierzehnten Jahre zu erscheinen, um ihre „Kicke" zu holen. Je mehr Patenkinder, je mehr Segen im Hause, so sagte auch Lissina; sein überlegener Kopf drehte freilich das Wort um; er wußte, wie gern er die Patendienste allezeit geleistet hatte, gaben sie ihm doch auf Jahre hinaus Gelegenheit, seinen großen Beutel zu öffnen und — das besonders — zu zeigen!

So wimmelte denn auch heute das Haus von kleinen Jungen und steifröckigen, geputzten Mädchen, die beide Arme inbrünstig an die Brust drückten mit Kicksemmeln

und bunten Eiern, Pfefferkuchen und einem recht schönen Tüchel.

Die sieben Töchter waren erst am späten Morgen von dem nächtlichen Umzug der Singgesellschaft heimgekehrt und mußten fix für Bewirtung sorgen und ohne Unterlaß zum Zugreifen nötigen. Der Matthes aber, siegessicher, plauderte mit klein und groß ohne Unterschied. Man sollte zu Hause erzählen, wie gewandt er sein konnte, wenn er nur wollte, und beneiden sollten alle Mädchen das Glück der Lissinschen.

Auch den Schwestern der Auserwählten wollte er sich von der besten Seite zeigen. Keine kam zu kurz, schlang er auch der Jüngsten den Arm fester um die dralle Taille. Die war schlau genug, sich nicht viel zu sträuben. „Sei nicht so verliebt," sagte sie nur. „Es sind ja noch mehr hier."

Die ihm ohne sein Wissen zugedachte Berta sah aus wie ein gekochter Krebs. Das Mädchen begann für den kecken Burschen zu fühlen; sie trat schleunigst hinaus in den Stall und drückte den Kopf in ein Heubund, so verwirrt war sie. Wenn er nun doch die Jüngste aufrichtig liebte, wenn er die nicht nur als Jüngste nahm? Und wenn er sie selber, die für ihn beten wollte, lediglich der Not gehorchend, nehmen und behalten würde! Hätte er

doch nicht einmal unrecht! Wurde sie doch untergeschoben wie ein altes Huhn beim Geflügelhandel. Ehrsam freilich war sie wie nur eine:

> Von lauter grüner Raute ganz
> Und ohne Falschheit ist mein Kranz!

Gedankenlos starrte sie ins Leere, betatschelte die Lieblingskühe, lockte sie, daß die Ketten klirrten und hörte bald wieder aufmerksam, als hinge ihr Leben davon ab, ohne doch den Sinn der Gespräche zu beachten, auf die Worte in der Stube. Dann wurden die Patchen wieder aus dem Hofe getragen, und die Lissinschen wünschten viel Glück bis übers Jahr, falls man sich nicht eher wiedersehen sollte. Berta hörte nur eines: seine tiefen Töne, den scharfen, eckigen und ihr doch so wohlgefälligen Tonfall seiner Stimme.

Und als die plötzlich sehr deutlich wurde, huschte das Mädchen wie ein Mäuslein aus dem Stall, ohne recht zu wissen, weshalb, und lief Matthes in die Arme mit ihren roten Augen. Über sein Gesicht ging das Lachen der gemütlichen Anregung, und doch lag auf den Lippen das verschwommene, schmunzelnde Lallen derer, die weder ein volles, noch ein leeres Glas sehen können. Das Ostermahl im Schulzenhofe war gut gewesen.

„Wo kommst denn du her? Ich glaube gar, du hast

geweint, mutterseelenallein! Was haben sie dir getan? Sag' mir doch! Ich mein's gut!" fragte er und nahm sie, daß sie erschauerte, mitleidig und zutunlich um den Hals; sie sei ihm schon vorher so traurig vorgekommen und habe ihn gar nicht richtig angesehen.

Ob er das bemerkt habe? fragte sie und guckte verschämt zur Erde.

Jawohl, er habe gleich darauf geachtet! Das kam ihm aber doch erst jetzt, nach der Frage, wieder zum Bewußtsein.

Das Mädchen wollte nicht heraus mit der Sprache; sie schluchzte nur herzbrechend, als er so zärtlich redete, wie sie es nie gedacht.

Auf diese Weise machte Matthes Rubin mit dem Mädchen nähere Bekanntschaft, dessen Name bereits neben seinem eigenen im Gitterkasten am Spritzenhause ausgehängt war.

□□

Im Schulzenhofe bereiteten drei Weiber seit mehreren Tagen die Hochzeitskuchen. Die Schulzin leckte fortwährend Teigproben vom Zeigefinger und schnalzte und schmatzte überlegen. Durch den Hof sausten Schweine mit ihren Schlächtern, und die Großmagd säuberte und wichste die

Tenne; der Tanz war ja ihr Hauptvergnügen, und nicht minder gern wie sie länderte der Großknecht. Der jungen Ursula war zumute, als richte man eine gewaltige Henkersmahlzeit an, und Berta Ursula drückte sich scheu und still vor ihr, als habe sie der Schwester unrecht getan durch die Einwilligung, Matthes für sich zu angeln. Daß er sie nehmen werde, bezweifelte sie nicht mehr viel, denn sie glaubte den äußeren Vergleich mit der jüngeren Schwester aushalten zu können. Dazu hatte sie mehr Erfahrung.

Der Hochzeitsbitter war mittlerweile von Dorf zu Dorf gefahren, mehr als Vertrauter der Braut denn als der des Bräutigams, der er sein sollte. Auch der Hochzeitsbitter hatte den Wunsch, eine erfahrene Hausfrau in das Gehöft des Rubin zu bringen. Und was man in guter Absicht tat, konnte doch nicht Vertrauensbruch oder Sünde sein. Auf eine gute, durch ihn vermittelte Ehe blickte er fast so stolz, wie auf einen gutsitzenden Rock aus seiner Werkstatt.

Wie eine kleine Völkerwanderung zu Wasser nahm sich der Zug der Hochzeitsgäste nach dem bekränzten Hause der Rubinschen aus; ein halbes hundert Kähne schwammen zum ehrwürdigen Blockhause und von dort in fröhlicher Gemeinschaft durch den feierlichen Frieden von Wiesen und

Wald zum Hochzeitshause. Das Haus des Schulzen war wie der Friedhof am Festtag: frische Blumen überall, aber sonst wie ausgestorben; keine diesem Boden entsprossene lebende Menschenseele zu sehen und die Türen verschlossen!

„Da sage einer, was eine Art ist!" lallte der Pobratsch oder Hochzeitsbitter sein Sprüchlein, und schlug den Stock gegen die Hoftür an der Scheune. „Sind das Menschen!"

Endlich, im Äußeren einer Vogelscheuche, humpelte eine verschleierte bucklige Alte herbei und öffnete.

„Was willst denn du altes Luder?" ranzte sie der Hochzeitsmarschall an und schlug sie auf den Buckel, der unter dem Hieb mit Klirren zusammensank. Und noch ein gefälschtes Wesen hatte er abzuweisen, ehe sich, frisch dem glückverheißenden Backfaß entsprungen, die tief verschleierte Braut in der Stube zeigte, umringt von ihren Jungfern. Erst als der Biervorrat zu Ende ging, wurde man handelseinig und zahlte die Summe mit den Trümmern des Tonbuckels, und kaum hatte der Pobratsch die Abbitte für die Braut vollendet, so setzte sich der Zug der Kähne wieder in Bewegung. Die künftige Frau war nun ganz Feierlichkeit. Sie hatte nach dem landesüblichen Brauch die Hand mit dem Tüchel aufs Knie gelegt, und der Kopf mit Krone und Rautenkranz war demütig gebeugt.

Ihre Vertrauten wußten, was vorging, und begnügten sich mit Seufzern: „Wenn's man erst vorbei sein täte! Was er nur sagen wird dazu! — Ich weiß nicht, ob's gut getan ist so heimlich!"

Derweile achtete der im andern Kahn folgende Bräutigam weder auf die sonnige Umgebung noch auf die Gespräche seiner Begleiter. Kein Storchengeklapper gab's für ihn und kein dumpfes Hebumpen der Rohrdommel. Wie die Jungfrauen hielt er krampfhaft das schneeweiße Tüchel, und die andere Hand betatschelte die Oberfläche des klaren Wassers oder rupfte ein Frühlingsblümchen vom Ufer. Seine Gedanken schienen in weiter Ferne zu weilen, und sein ersehntes Zauberreich lag doch nur wenige Stunden entfernt.

Ja, mochte man nur staunen, er war noch ein Kerl, der in die Welt paßte! Allezeit lustig gewesen und nun ein frisches Weib erobert mit einem Beutel voll Geld!

Nur daß Lissina die Wiese nicht hergab, zeigte den alten Gauner, und er hätte doch seinen ersten Schwiegersohn in das molligste und vollkommenste Bett stecken sollen! — —

□□

Am Landungsplatze liefen die Weiber zusammen, fuhren sich mit der Schürze über das Gesicht und steckten die Zungenspitze durch die Lippen, als schleckten sie ein Töpfchen feinsten Weibertrostes. Und die Augen des am Lebensende stehenden welken Großmütterchens leuchteten wie die des saftigen Mädels.

„Sie kommen, sie kommen!“ schrie man.

„Seht man, seht; sie sieht schon ein bissel wie angegriffen aus, was die Braut ist! Und was der junge Mann ist, auch. Man soll aber nicht darüber reden; das ist am Ende Natur!“

Ein Hahn, der die Ankunft des Zuges anmeldete, ging von Hand zu Hand zum Pfarrhause. Der alte Küster tippelte schon nach der Kirche, senkte den gedankenschweren Kopf, und war ganz Amt und Würde.

Er beschaute des Hauses Inneres, scheuchte die Brautschauer in die Bänke, stellte die Sammelbüchse fest und sichtbar auf und pustete das letzte Stäubchen vom Altar.

Er war soweit, sie durften kommen! Er stand bereit, wie der Oberzeremonienmeister mit dem Marschallstab: nur noch aufstampfen!

Das Gesumm und Gebrumm vor der Tür verstummte einen Augenblick. Heilige Stille!

über die Vorhalle schlürften Tritte. Wie ein Tüll-wölkchen huschte die Braut vor und stellte sich rechts vor den Altar, während das Gefolge den Halbkreis bildete.

Der Bräutigam hatte noch kurze Weisungen des Küsters entgegenzunehmen. Er wußte noch nicht recht, ob er seinen Hut in der Hand behalten oder unter einen Stuhl stecken sollte, als das greise Haupt des Pfarrers aus der Sakristei guckte.

Die Braut lüftete den Schleier ein wenig und Orgel-klänge durchwogten die Kirche.

Der alte Lissina drängte sich, dem Pfarrer unsichtbar, dicht hinter den Schwiegersohn, und wie sein Schatten folgte der Schneider. „Was wird nun werden?"

Was sollte werden? Der Schulze tat einen verstohlenen Blick nach der Uhr. Der Zeiger — dachte er, und er hörte kein Wort der Predigt — der Zeiger läßt den Plan gelingen oder nicht. „Steht er erst hier," und er tupfte ein gutes Viertel der Rundung weiter, „so ist der ganze Tanz vorüber und sie h a b e n sich!"

Der Schneider steckte vor Erregung die Hände in die Taschen, je näher der große Augenblick kam, und kniff sich durch das Taschenfutter in den Schenkel.

In ihr Tüchel schluchzte die Braut hinein.

„Er spricht doch zu schön, unser Pastor!" lispelte die Lissinsche, um das böse Gewissen einen Augenblick zu betäuben.

Auf das Schluchzen hinter dem Schleier kehrten Matthes die Gedanken zurück von der Vergangenheit, vom Hochzeitstische und von nächtlichen Zügen im Wald und auf der Heide. Er warf einen Blick auf die Genossin und stand wie in Erz gegossen: der bräutliche Schmuck konnte wohl die Züge anders erscheinen lassen, doch die da bei ihm stand und verschämt, mit schmerzlicher Miene, niederblickte, das war nicht die Kleinste aus dem Hause Lissinas; nein, das traurige Gesicht kannte er: am Ostertage war es ihm verweint begegnet auf dem Schulzenhofe.

Er schaute sich verwirrt um, und der Küster verstand den suchenden Blick falsch und nahm Matthes den Hut aus der Hand.

„— willst du die Hanne Berta Ursula zur Frau nehmen, bis daß der Tod euch scheidet?" fragte der Pfarrer.

„Sage ja!" raunte Lissina angstvoll von hinten. „Es kommt mir auf hundert Taler nicht an und aufs Stückchen Wiese."

Der Prediger trat vor und verlangte die Bekräftigung des Versprechens durch ein Ja!

Matthes konnte den Blick nicht mehr von dem blassen Gesichtchen und von den Augen neben ihm wenden, die ihn am Ostertage so vertrauenerweckend angeblickt hatten.

„Ja!" sagte er, und in der klaren Stimme lag der Stolz, der das scheinbar Unabänderliche lieber gleich als Erfüllung des eigenen Wunsches hinnimmt als die Gefahr nahekommen läßt, der Unterlegene genannt zu werden.

Aber bei dem scharfen Ja merkte Matthes auch, wie sein junges Weib zitterte und wie ihre Hand unsicher nach der des Pastors tastete beim Ringwechsel.

Nun ging man um den Altar, und klirrend fiel das Geld in die blecherne Büchse. Dort hinter dem Altar, wo die Sonnenstrahlen über dem zerschnittenen und zerfressenen Gestühl und auf ausgetretenen Steinen spielten, stand sich das Paar zum ersten Male von Gesicht zu Gesicht gegenüber, unsicher und stammelnd — denn sie waren verheiratet und waren sich noch das Geständnis der Liebe schuldig.

„Sei nicht bös'!" bettelte sie und faßte seine harte Hand.

„Sei ihr gut, Matthes, sei ihr gut!" redete die Jüngste darein und lächelte ihn an. „Sie hat nun mal den Narren

an dir gefressen und hat gemeint, sie könnte ohne dich nicht leben," sagte sie. „Und ich hab' doch jetzt einen andern, — einen ganz jungen hab' ich!"

Die zärtlichen Worte schmeichelten ihm, und sein junges Weib nahm sich so stattlich aus, daß er weich wurde nach seinem Groll, der sich freilich weniger gegen den Tausch, als gegen die Überrumpelung gerichtet hatte.

„Du willst mich also gern haben?" fragte er sein Weib.

Das packte ihn mit derben Armen und drückte ihn an sich.

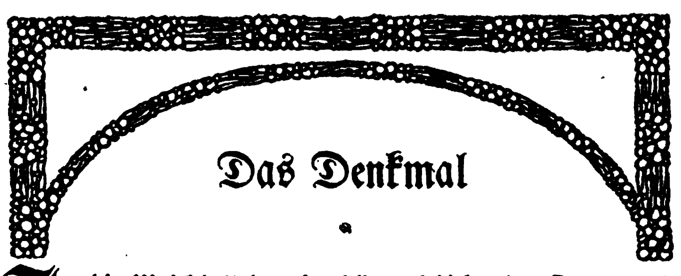
□□

So ist das Gelöbnis, sich treu zu bleiben bis in den Tod, diesmal hinter dem Altar abgelegt worden, und zwei Herzen haben gesprochen.





Das Denkmal



Das Denkmal

In die Weichheit des Frühlings schickte der Donnergott sein stahlhartes Wort. Die Böcke zogen seinen Wagen rasend über die dunkeln Wolkenklüfte, die Funken sprühten im Zickzack, und das Echo des Gepolters pflanzte sich in dem holprigen Hohlwege der Heide fort, der über die Wiesen zum Waldsee führte, dessen traumhafte Ruhe auch jetzt, ob des langen Murrens und Grollens des Donnergottes, kaum durch ein leises Zucken und Fiebern gestört wurde.

Der Donnergott war auch noch nicht zu Häupten der Heide angelangt; es hörte sich an, als ob er sein gehörntes Gespann auf der einen der langen zerklüfteten Wolkenbahn sich ausrasen lasse nach Monden der Ruhe, als flöge der Wagen stets den gleichen Weg dahin und zurück. Nur wenige Tropfen warmen Regens fielen auf die Nadeln der Waldbäume, auf die Blüten der Schlehen und Kirschen am Rande des kleinen Sees, auf der Wiese und an der Heide; eine sorgende Mutter schien dem schmachtenden Kinde Labung zu reichen.

Obwohl aus allen Gründen der Vogel des Donnergottes, der Kuckuck, rief, ließ sich doch auch die Lerche nicht schrecken, sondern sie sang, so oft das Getöse wieder nachließ, über den Blüten und den grauen Kiefern ihr Lied; sogar die Sonne sah noch blitzenden Auges von Zeit zu Zeit in das Stück weltvergessener Landschaft und verwandelte den feinen feuchten Gruß des Wolkensaums in Myriaden leichter goldner Perlen. Dem Donnergott aber flog der rote Bart wie vom Sturmwinde gepeitscht um die Schultern; seine Hand krampfte sich um den Hammer, der heute den ersten Flug in diesem Jahre machen sollte, nieder zur Erde, die doch jetzt das Leben selber war — so gärte alle ihre Kraft. Wie sich ein lange verhaltenes Dankeswort von einem guten Herzen drängt und zwängt, so bohrte sich das Birkenblatt aus der Knospe und schob sich das Blümchen durch den filzigen Wiesengrund dem Kusse der Sonne entgegen. Und wo alles Liebe gab oder verlangte, da wurde auch das Alte nochmals jung und geschäftig wie die Bienchen, die sich in den weißen Zweigen gütlich taten.

Gerade humpelte so ein in den Bewegungen wieder jung gewordenes, menschliches Wesen durch den Wald.

„Wenn ich bloß wüßte, wo meine Bienchen schon sind!“ murmelte Heidebauers Christel mit zitternden Lippen.

So stapfte sie weiter über die verschlungenen Wurzeln, den gelben weichen Sand und die Nadelpolster des Hohlweges, und sprach von ihren Immlein zur Luft, denn sie hatte in ihrem Kämmerchen auf dem Heidebauernhofe tagelang keine andere Gesellschaft, wenigstens keine sichtbare! Trotzdem wußte sie auch dort die schwere Menge zu reden; denn drüben im letzten Gehöfte des Dorfes jenseits des Sees, beim Endebauer, wohnte noch einer aus der Zeit, da die Christel noch nicht krumm ging wie der Mann im Monde, sondern an einem einzigen Tage ein Paar Schuhe durchwetzen konnte beim Tanze. Damals hieß dieser eine bei allen Leuten Endebauers Karle, und der Christel war er ihr Karle. Es war, als hätte sie ein Wort füreinander geschaffen. Beim Beerenlesen im Walde hatten sich schon die Kinder, sobald sich die Augen gefunden hatten, wortlos angestarrt, um das Geheimnis des Gegenübers zu ergründen. Damals schwiegen sie noch, bis sie sich gemeinschaftlich wendeten und davonliefen. Gleich nachher aber, wenn sie sich sicher voreinander wähnten, begann, ihnen unbewußt, das Suchen schon von neuem. Die erwachsenen Menschen sagten bald von ihnen, sie seien zwei „sunderliche" Kinder. In der Schulzeit hatten sich die beiden zu Wort und Spiel zusammengefunden, sie wuchsen und gediehen für- und miteinander.

Goethe, als Botaniker und Dichter zugleich, hat einmal dem Freunde ein fesselndes Bild aus dem Liebesleben der Natur gezeichnet: wie sich Winde und Stange, beide lebendig und aus einer Wurzel steigend gedacht, wechselweise hervorbringen und so unaufhaltsam fortschreiten, bis sich die Schneckenlinie oben immer schneller dreht, um endlich (bei der Blüte) wie in jenem Tanze zu sein, bei dem man sich in der Jugend gar oft Brust an Brust, Herz an Herz mit den liebenswürdigsten Kindern, selbst wider Willen, gedrückt sah. Auch unsere zwei „sunderlichen" Kinder waren einer Wurzel, der Märkerheide, entsprungen, und sie wirbelten umeinander als Kinder beim Spiel und wirbelten auch noch umeinander nach den Tönen der Geige in der Schenke, bis Karl plötzlich in die weite Welt gehen mußte, um den bunten Rock anzuziehen. Da ließen sich die Hände los, und jedes machte ein paar Touren des Erdentanzes für sich, der Karl in der einen und Christel in einer andern Stadt. Denn er war kaum eingekleidet, da lief in einer frühen Morgenstunde der Heidebauer, ihr Bruder, suchend in die Kammer und in die Ställe und an den See; doch die Christel war fort. Und erst, als Karl von seiner mehrjährigen Extratour heimgekehrt war nach der einen Seite des Sees, da fand auch sie sich auf der andern ein und tat ihre Arbeit wie zuvor; auch sie

hatte in der Fremde sein wollen wie er, wenn auch in einer andern Fremde. Als eine Art Selbstkasteiung hatte sie die plötzliche freiwillige Unterordnung unter den Befehl fremder Leute betrachtet, dem andern „sunderlichen" Menschen zu Ehren, und nicht viel mehr als die sieben Sachen, die sie mitgenommen hatte, brachte sie heim, und war aufs neue Magd auf dem Heidehofe, wie er der Knecht beim Endebauer blieb, denn ältere Geschwister hatten hier wie dort die Rechte der Erstgeburt.

□□

Seit dieser Trennung waren an dem abenteuerlichen Frühlingstage an die fünfzig Jahre vergangen — und wie die Christel inzwischen sehr krumm geworden war, so hatte ihr Genosse das Alter bedenklich in die Beine bekommen; die tasteten und taperten mehr, denn daß sie gingen. Davon hatte der Alte sogar einen neuen Namen erhalten: Taperchen-Karle. Es ist jedoch ein eigen Ding mit der Liebe:

Leicht kommt sie zusammen und findet sich,
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich.

Auch die beiden Heidemenschen, obwohl sie der Lauf der Welt nicht vor dem Altar hatte zusammenführen können, blieben sich treu; sie waren sich noch jetzt ergeben, indes

sie ihr Gnadenbrot aßen — und waren doch zum zweiten Male Kinder geworden.

▫▫

Also war's an dem abenteuerlichen Frühlingstage, an dem die Christel die Bienen suchte, die Blütenbäume dufteten und der Donnergott über die Wolken sauste.

Wenn die Christel sich und andern etwas erzählt, macht sie die Augen zu. Sie behauptet, bei geschlossenen Lidern sehe sie besser; und wenn sie ganz gut sehen will, so steht sie still, horcht und schnüffelt. Wie man doch mit dem Alter schlau wird!

Und so meint sie auch jetzt, sie sehe etwas von den Bienen, saugt aber immer nur deutlicher den Blütenduft ein und hört ein leises Summen. Und während sie sich weiterschiebt, ist ihr, als müsse noch jemand in der Nähe sein, ein ganz bestimmter sogar, denn sie nimmt einen leisen Tabakgeruch wahr, den sie seit fünfzig Jahren kennt. Und da sie, was auch alles in der Welt sich inzwischen verändert hat, bei diesem Tabakduft auch den Raucher sieht, gerade so, wie er vor einem halben Jahrhundert ausgesehen hat, so lebt hinter den geschlossenen Augenlidern jetzt ein frischer Gesell auf, stämmig und blitzenden Auges, Sehne und Willen!

Auf dies Bildnis humpelt sie zu, und das Tabakaroma wird denn auch deutlicher, der Blütenduft süßer, und durch das Donnergrollen und das Geriesel des Frühlingsregens hörte sie ein sanftes Knistern dürren Fallholzes sich nahen.

„Gu'n Tag, Karlchen!" sagt sie, als sie ihn vor sich fühlt, „wo sind denn meine Bienchen?"

Taperchen antwortet: „Je, je, je! Die Bienchen! Die sind doch nu grade vor dem Regen an mir vorbeigesurrt und längst heim in ihre Körbe! Wir werden noch mehr Regen kriegen."

Kaum gesagt, so müssen die Zugtiere am Donnerwagen einen kecken Sprung über eine weite Wolkenkluft gemacht haben: knisternd sprüht das Feuer hernieder, und ein Prasseln und Knattern fliegt über Wasser und Wald, denn der Donnergott steht jetzt über ihnen.

„Taperchen, was machen wir nu?"

„Wir gehn nu unter die Blütenbüsche. Durch ihre weiße Haube gehn knapp ein paar Tröpfchen durch, und die schaden uns nicht. Gib mir deine Hand, Christel!"

Sie lacht darüber, wenn sie sich auch am Ärmel halten läßt:

„Du meinst wohl, die Füße trügen mich nicht mehr? Fall' du lieber nicht, Taperchen! Und steuere lieber auf

die große Buche zu an der Kiefernwand, neben den Schleesträuchern — du weißt doch?"

„Denkst denn du immer noch an das? Die Geschichte ist doch schon nicht mehr wahr, und was wir eingeschnitten haben, sieht ja kein Menschenskind mehr!"

„Ich seh's aber noch wie heute — ich!" fährt sie hastig dazwischen. „In Gedanken, meine ich!"

„Ja, auf die Art schon! Aber kein Fremdes sieht das schöne Herz in der Buche eingeschnitten und das C!" antwortete er und schob sie unter das Blütengebüsch der Buche gegenüber.

„Und dein K!" sagte sie.

„Ja, und da hast du ja mitgeholfen mit dem Messer!"

Die Christel drehte ihre geschlossenen Augen dem Himmel zu und sagte: „Die Kirschen blühten akkurat wie heut! Ein schöner Tag, ein schöner Tag!"

„Ich meinte damals noch: du siehst ja in dem ganzen Blütenbusch aus als wie im Brautschleier — meinte ich damals. Und so siehst du jetzt wieder aus unter der schlohweißen Krone."

„Und mit dem schlohweißen Kopfe."

„Aber hübsch bist du immer noch."

„Wo werden wir denn nicht hübsch sein!"

„Wir werden jetzt gerade mal nachsehen, was aus dem Herzen geworden ist!" erklärte Taperchen, in die Vergangenheit versunken. „Marsch, wir rennen fix hinüber; Frühjahrsregen macht ja gesund und jung."

Frohgelaunt in der Erinnerung an ihren großen Frühling, stapften sie am Graben entlang, und die laue Gewitterluft warf ihnen die reifen Blüten zu.

„Sieh mal, sieh mal!" rief Taperchen, „du kriegst heute mit Gewalt deinen Brautschleier!"

„Alt genug ist man am Ende dazu! Was war das für ein dünnes Bäumchen zu unserer Zeit, die Buche, und jetzt ist der höchste daraus geworden!"

„Und von unserer Schnitzerei seh ich nicht mehr die blasse Spur daran!"

„Nein, nicht die blasse Spur!" gestand sie und tat, als ob sie überhaupt noch die Risse der Rinde zu unterscheiden vermöchte.

Sie schmiegten sich an den Stamm des Baumes, nicht bloß vor dem stärker fallenden Regen und dem kräftiger durch den Wipfel pfeifenden Wind, sondern auch in alter Kameradschaft mit dem Baume.

Der Donnergott mahnte sein Gespann zu langsamer Fahrt, legte die Hand mit dem Hammer über die Augen und starrte auf das Bild der Treue hernieder.

„Wie der Wind wieder bläst!" murmelte Taperchen und blinzelte in die Krone des Baumes, den das Wolkengefährt selber zu streifen und zu peitschen schien.

„Keine Angst, Taperchen! Der hält noch lange aus, unser Baum! Einen Wunsch nur noch hab' ich bis zum seligen Ende."

„Und der wäre?"

„Solange wie unsere Buche steht, mög' uns der liebe Gott, wenn wir überhaupt noch das bißchen Leben behalten, gesund bleiben lassen!"

„Ja, und nicht lange liegen, den Jungen zur Last! Die haben schon für sich allein zu tun."

Da nahm der Donnergott die Hand langsam vom Auge und zielte. „Die drei," sagte er, „sind wie aus einer Wurzel in die Höhe gestiegen und sollen zusammen heimkehren. Ich will sie vor dem Schicksal in Gnaden bewahren, zwei liebe Kameraden betrauern zu müssen."

Ein Ruck der sehnigen, eisengepanzerten Hand — eine Axt pfiff durch die Luft, wetterte in die Krone der Buche und spaltete den über seine Genossen des Waldes weit hinwegblickenden Baum, daß er in zwei Hälften auseinanderklaffte. Und zu seinen Füßen lagen das Taperchen und das Altchen, dem der Frühling noch wenige Augenblicke

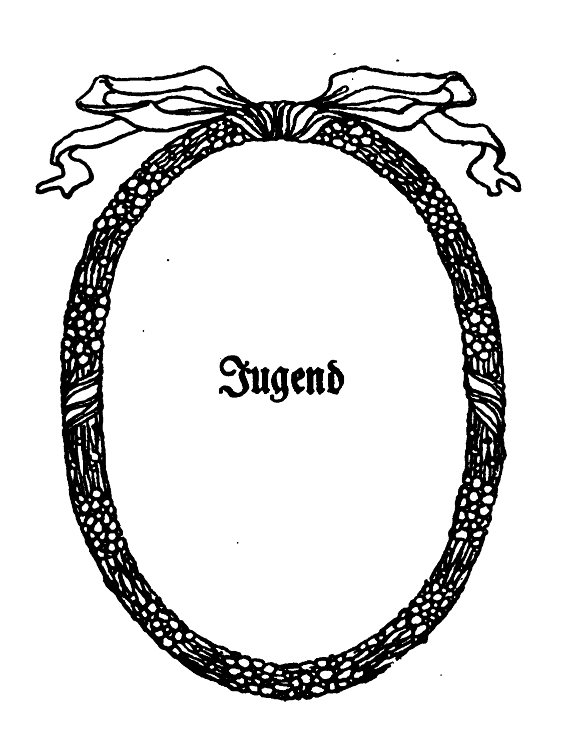
vorher mit seinen Blüten den Schleier zu wirken begonnen hatte.

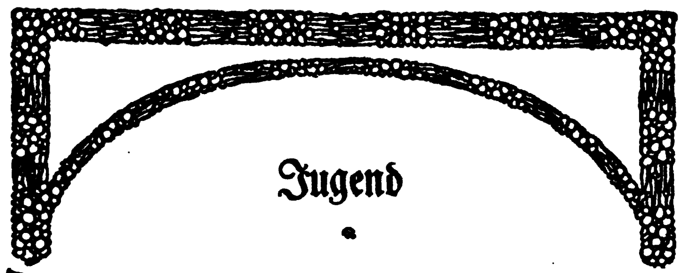
Und während die Trümmer des geborstenen Waldriesen krachend stürzten, schoß der Wolkenwagen wieder über Höhen und Tiefen, daß sein Rollen und Rattern weit durch die Lande scholl.

Nur die alten „sunderlichen" Kinder hörten nichts mehr und sahen auch nicht mehr, was sie vorher gesucht hatten; wo das Beil des Donnergottes den Stamm gespalten hatte, da leuchtete von dem längst überwachsenen Jahresringe des Holzes wieder ein Herz und mit ihm ein C und ein K in den Frühling.

Jetzt ist das Wunder des Himmels und der Erde bei den Heckenrosen aufgerichtet, die sich über die Hügel des kleinen Heidefriedhofes ziehen und bald auch diejenige Stätte mit Blüten und Dornen verschönernd und beschützend umsponnen haben werden, an der ein altes Buchenscheit von der Treue zweier Herzen spricht.




Jugend



Jugend

Die Kranke drückte den Kopf gegen die Wand und schaute starr auf die junge Tochter und den frühzeitig in der Sorge um das Geld ergrauten Freier.

Das Mädchen wehrte seinen Bewegungen leis, denn er trotzte die Einwilligung ihrer bedrängten Mutter ab, seiner hilflosen Schuldnerin.

Seine Fersen hätte man lieber gesehen als seine Zehen, doch er war nicht empfindlich.

Ohnmächtig, die innere Bewegung zu meistern, begann die Kranke zu weinen, und die Tochter warf sich mit Liebkosungen auf die Mutter.

Sie möge sich beruhigen; nun werde noch alles gut, und die Furcht, von Haus und Hof vertrieben zu werden, dürfe man begraben. „Nun wirst du auch bald gesund sein, und danach bleibst du bei uns!“

Die Kranke hatte alle Hoffnung auf Wiedergenesung schon seit Monaten aufgegeben; nun wies sie den Trost



mit dem Munde, doch nicht mit dem Herzen von sich. Sie widersprach, um die Trostesworte nochmal zu hören:

„Danach bleibst du bei uns!"

Schwer hatten sich die Worte vom Herzen Annas losgerungen, wenn sie auch leicht über die Lippen flossen, damit die Mutter in den letzten Tagen ihres Erdendaseins zufriedener würde.

„Danach bleibst du bei uns!"

Nikkota, der Bewerber, nahm jetzt Annas Kopf zwischen die Hände und drückte einen Kuß auf die Stirn.

Den ersten Kuß!

Sie hielt ihn ruhig aus, strich die Hand über die Stirn, als wische sie eine Unsauberkeit fort, und während sie sich zur Mutter setzte, suchte sie sich zum Lächeln zu zwingen.

Sie schloß die Augen und ließ die Vergangenheit und alle Zukunftspläne an sich vorüberziehen. Und eine Gestalt tauchte öfter auf, die war verheißend und kräftig, und schmiegsam gleich einem jungen Baum.

Der Vetter Christoph — der Vetter Christoph!

Ob er an sie dachte oder nicht: nun war alles aus!

Der Kuß Nikkotas hatte ihr Schicksal besiegelt: vor ihm war noch Hoffen und damit das Glück in der Welt gewesen, jetzt lag die Verdammnis ewigen Verzichts auf ihr.

Es war eine stille Hochzeit nach dem Tode der Mutter, und bereits ein paar Tage danach steckte das Gesinde die Köpfe zusammen und erzählte, aus dem Mehl würde kein gutes Brot werden: kaum Mann und Frau, und schon sei der Zank bei ihnen zu Hause. Ein Mann, der ein paar Tage nach der Hochzeit nicht aufhöre, verrückt zu spielen und sich wie ein Toller zu benehmen, — was solle man dazu sagen!

Ja freilich, er hatte neben willkommenem Gut verliebtes Blut ernten wollen. Doch nun machte das stille Dahindämmern des jungen Weibes die Rechnung des eigensüchtigen Menschen nicht quitt.

Das erreichte Ziel hatte den goldenen Schein für ihn verloren.

Er ließ Ärger und Scham über die falsche Berechnung still in sich hineinfließen, bis ihm bei geringem Anlaß die Galle überging, so daß er wild, ungestüm und unvermittelt lospolterte.

Manchmal auch ging er umher mit gekrampften Händen, als wolle er Fliehendes halten. Tat er ein Stück Arbeit, so war eine Hast dabei, als greife er in der Herzensangst nach einem winzigen Zweiglein und sei doch schon bis an den Hals in unergründliche Tiefen gesunken.

Die Leute begannen zu erzählen, der Nikkota habe

es auf der Lunge. Den trockenen Husten müsse man hören! Ein schlimmer Husten!

Die Kartoffelfeuerchen auf den Feldern brannten und dufteten aber noch zweimal, und zweimal kam die Zeit wieder, in der die Dreschflegel auf die Tenne sausten. Allerdings hatte sich beim letzten Male das Klippklapp-klipp aufgelöst; nur ein Klippklapp tönte durch das Gehöft. Am Hoffenster des Hauses lag der frühere Dritte im Bunde, Nikkota. Das Gesinde war gekommen und gegangen, als sei das Haus ein Taubenschlag; es wollte sich in Nikkotas Launen nicht fügen. Schließlich war er froh, einen zuverlässigen Menschen in dem Vetter der Frau zu erlangen; der meinte, man dürfe das schöne Gehöft nicht zugrunde gehen lassen, und arbeitete, als tue er alles für sich selber.

Gerade der Eifer führte Nikkota zur Eifersucht.

Bei jedem Klipp in der Scheune schuf ihm die erregte Phantasie eine anzügliche Frage des Knechtes, und aus jedem Klapp hörte die krankhafte Erregung eine Gewährung des Weibes, das aber mit dem Jugendfreunde, dem kecken Bürschlein, um so eifriger darauf losdrosch, damit die Arbeit eine Offenbarung drängender Herzensgefühle verhindere.

Also lag in dem starren Klapp und Klipp wirklich so etwas wie Gefahr.

Der Duchtar, der kluge Mann, kam, den Kranken zu „vermessen", denn das sonst allgewaltige Pflänzlein Sanickel, das nach Ansicht des Volkes den ganzen Körper ausheilt und f ü r a l l e s gut ist, wollte nicht anschlagen, der Tee den alles Leben zernagenden Wurm nicht angreifen.

Ja, über den Wurm der Eifersucht!

So streckte denn Nikkota alle Viere im Märzensonnenschein aus, und der Schäfer nahm die Schnur und maß vom Scheitel bis zur Sohle, und von der rechten Hand bis zur linken. Eine Messung ergab einen überschüssigen Zipfel. Man verbrannte ihn und streute die Asche in alle Winde. Die Krankheit zerflog nicht; der Wurm saß tiefer.

In den Backofen fuhrwerkte man den Leidenden, damit die schlechten Wasser flössen.

Es war ein ganz heimtückischer Wurm, der in den Knochen nagte. Die Backen Nikkotas röteten sich wieder, er begann zu essen und war voll guter Hoffnung. Nur schwach blieb er, wie vorher.

Der Wurm! Der Wurm!

Endlich, weil Saft und Kraft nicht wiederkamen, riß ihm der Geduldsfaden. Zeitweise saß er da, als habe ihm die Spinne das Maul zugesponnen; dann war er abermals kratzbürstiger denn je.

Die Bäuerin blieb ruhig. „Soll ich dir etwas Betten ans Fenster bringen gegen die Morgenluft?"

„Sanickel solltest du doch noch mal nehmen, sagen die Leute."

„Was soll ich dir kochen? Sauer und süß mit'n Lorbeerblatt?"

Nikkota kniff die Augen halb zu, sah das Weib und den Vetter und fühlte das Recht der Jugend, und die Ohnmacht, sich offen aufzulehnen. Und als er mit Andeutungen den Kampf beginnen wollte, zeigte ihm die Frau lachend die Zähne und meinte, er solle sich nicht versündigen.

Je leichter das Korn, je leichter falle es aus! Und die Frau betrüge den Mann, wenn er auch Augen hätte wie ein Ährensieb, sagte er.

Zuerst lachten die jungen Leute über die Verdächtigung Nikkotas. Doch sie kamen sich dabei näher, und die weiche Frühlingsluft legte sich wie Schwüle auf sie.

Einmal hatte Christoph Häcksel geschnitten. Er hörte hinter sich Annas Bewegungen. Plötzlich, wie die Katze den huschenden Fink, packte er das Weib. Dann sah er sie mit großen Augen an und fragte:

„Was soll aus uns werden?"

Als wolle sie die Folgen nicht ausdenken, hielt sie sich die Finger vor die Augen.

Nun rangen sie miteinander das Ringen der Hingebung, bis sie mit flinkem Ruck aus der Tür huschte.

„Oha, mein liebes Tierchen, du läufst ja fort wie'n Brachvogel, flinker," sagte sich Nikkota am Fenster. Als in der Kammertür der Knecht erschien, war sein Herr schon entschlossen, Katze und Maus zu fangen.

„Du sollst dein Liebchen haben, mein Brüderchen, gutes!" knirschte er, und während er die dürren Finger in den knochigen Arm krallte, fester und immer fester, als zermalme er einen Feind, verschlangen die Augen die Gestalt des Knechtes. Es war, als ermesse Nikkota an der eigenen Hilflosigkeit die Naturgewalt des fremden Menschen, und den sicheren Ausgang der Werbung um das junge Weib.

„Fixer sollt ihr euch kriegen, als ihr's denkt, ihr lüsterne Brut, hinterlistige!"

Wenn Nikkota hinfort ein verdächtiges Zeichen bemerkte, brannten die knallroten Flecken auf den Backen, die wie die herbstliche Farbe des Laubes von Tod und Vergehen sprachen, noch heftiger. Er kannte ihre Schrecknis. Der liebe Frühling machte ihn nicht mehr froh.

Es war um Pfingsten, und der Lenz war schon mit schweren Gewittern gekommen. Auch in der letzten Nacht

war Wetterleuchten gewesen. Die Morgensonne sah ein Stück elender Sandfläche der Wendei in festlichem Anstrich. Von den Blütenzweigen tropften glitzernde Perlen, die Vögel schmetterten ihre Lieder und der Star pfiff. Blüten- und Kieferndufft und urfrischer Erdgeruch!

Kaum drangen aus den Ställen die dumpfen Schläge der Futterstampfen und das Brüllen der Rinder, kaum hatte die neue Magd die über eine Gabel gelegte schwere Stange des Ziehbrunnens bewegt, so mühte sich Nikkotas Gestalt aus dem Bett.

„Moi jee, moi jee!“ rief die Magd, „Ihr könntet doch noch zu Bette liegen!“ Und dann half sie ihm beim Ankleiden und dachte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Annas Knochen flogen nur so vor Schreck, daß sie kaum mit zuzufassen vermochte; auch das Mitleid mit dem kam über sie, dem sie Liebe nicht schenken konnte.

Nikkota, ließ er auch manchmal den Kopf hängen wie ein gerupftes Huhn, schwankte zwischen den beiden Weibern zum Pferdestall.

„Herrjemerchen, Schimmel, wir haben uns ja lange nicht gesehn! Was meinst du zum Kutschwagen heute? Wie Donnerwetter sollst du laufen!“

Er rief Christoph: „Den Schimmel an die Kutsche spannen und nach dem Essen auf den Ackerplan fahren.“

Christoph schürgte den Wagen aus der Scheune. Das gab bei den in der Schenke hockenden Kirchgängern ein schönes Aufsehen! In der Kirche hatten sie Nußblätter und Pfefferminze unter der Nase zerrieben, um munter zu bleiben; jetzt gab Palenz die Anregung, den Nikkotaschen die Leviten zu lesen.

Nikkota wurde auf den Wagen geschoben, und er selber wollte die Zügel führen. Es war, als stähle, als versteinere jeder Atemzug im Freien den Körper; bleich und fest mit starren Zügen war er aufgepflanzt, wie wenn er dem unerbittlichen, schwarzen Gegner entgegenjage. Hinter ihm drängten sich Christoph und Anna zusammen wie furchtsame, in Märchenstimmung befangene Kinder; ihre Hände krampften sich, oder sie ahmten in der Erregung Griffe des Kranken nach. —

Der Schimmel schmiß nur so aus auf den feuchten und frühlingsweichen stillen Wegen, bis er die Kutsche in gleichem Schritt und Tritt weiterzog. Nach dem Regenschauer war die sengende Glut des Hochsommers gekommen.

Der Kutscher, das Pferd und die Peitsche
Nickten schläfrig alle drei — —.

Nach einer Weile schreckte der Kranke aus seinen Träumen. Hatte ihn die Mittagsgöttin mit dem Kornblumenkranz und der blinkenden Sichel schon in den Bann

getan? Die Glieder waren ihm wie zerschlagen. Wie lange hatte er gedußelt? Und wie weit waren die beiden hinter ihm in ihren Plänen gekommen? Ins Gesicht hätte er ihnen gar zu gern heimlich geschaut. Nun, mochten sie die Henkermahlzeit junger Liebe noch halten!

„Brr," rief Nikkota das Pferd.

Der Schimmel stand und durfte sich am schattigen Waldrande im Grase stärken, und Nikkota kletterte hinab. Er ließ sich nach dem Kieferngestrüpp führen, streckte sich in den ausgedörrten Sand und überdachte behaglich die Abhängigkeit seiner Begleitung von seinen Launen. Mit Wollust spann er sich ein in die über allem liegende beängstigende Gewitterschwüle; aber die andern blickten darüber hinaus und hatten das Licht der Hoffnung im Herzen. —

So vergingen die Stunden, und der Wind begann scharf über die Fluren zu streichen. Die blendendweiße Trauerhülle einer heimhuschenden weiblichen Gestalt schreckte Nikkota auf, und bald durchbrachen abermals lichte Flammenbrände das Wettergewölk.

„Schwerelenz!" — Er ließ sich in den Wagen bringen, riß die Zügel wieder an sich und jagte durch die Felder und holperte über die wurzeligen und ausgeleierten Heidewege, als schrecke ihn der wilde Jäger. Aus der Dorf-

schenke scholl manchmal das Brummen des Dudelsacks, das Quieken der Pfeife und das Schrillen der Husla herüber, — nur hin und wieder ein Ton, doch die Saiten der Seele schwangen weiter und schufen die fertigen alten Weisen daraus:

Dreh mich vor dem Spielmann,
Mein Herzallerliebster;
Deutsch tanz ich so gerne,
Wendisch noch viel lieber!

Das gab Mut zum Vorwärtsstürmen und war wie Kriegsmusik. Hee, wie die Peitsche knallte!

In der Ferne läutete einförmig ein Bahnglöcklein.

Hottehüh! ging die Fahrt weiter.

Der erprobte Fuhrmann auf dem Kutscherbock sah ein ihm wohlbekanntes Lichtlein auftauchen, einem Johanniswürmchen glich es noch, und kam doch mit rasender Schnelligkeit näher und konnte Tod und Verderben bedeuten.

„Hottehüh, hottehüh!"

In wenigen Minuten würden mit ihm die andern aus dieser Welt scheiden, und alles würde vorüber sein!

Das Pferd jagte wie toll weiter und schleuderte den Wagen nach rechts und nach links. Ein gellender Ton des Entsetzens klang an Nikkotas Ohr.

Hatte man die Gefahr erkannt?

„Quietscht nur zu wegen euer bißchen Leben, hinterlistige Bande, feige!“

Einen Augenblick Todesbangen!

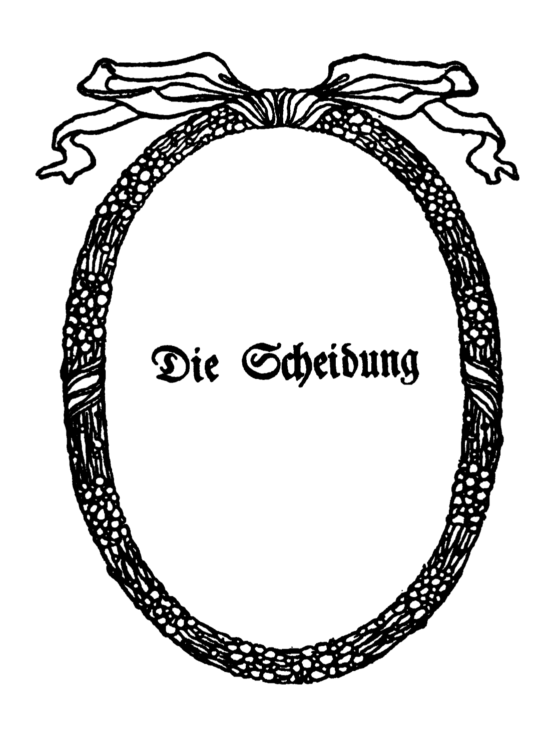
Dann streckten sich zwei Arme vor und schlossen sich um den Hals Nikkotas. Das ungezügelte Pferd wuchtete gegen die krachende und zersplitternde Bahnschranke. Und wie die beiden Lichtlein noch kaum in beträchtlicher Ferne geflimmert hatten, so überflutete urplötzlich ein blendender Lichtstrom die Gleise, und im Gerassel und Gepolter fuchtelte die aufgeregte Bahnwärterin mit dem Warnungszeichen.

„Mein Gott, mein Gott!“ schrie das verhutzelte Weib.

Der Schimmel hatte die Schranke durchbrochen und lag an der Böschung, und streckte wie ein verwundetes Schlachtroß alle Viere von sich. Der glotzäugige Kopf drehte und wendete sich, doch der Herr war nicht mehr zu sehen. . . . .

Der Lokomotivheizer holte Tannenzweige, um Nikkotas Überreste zu bedecken, bis das Gericht den Tatbestand aufnehmen würde. Wenige Augenblicke später sauste der Zug weiter, vorbei an einem Toten, und in das Leben hinein schritten die Liebenden.





Die Scheidung



Die Scheidung

Marie und Karl Klinke hatten mit offenem Munde das Urteil gehört, das monatelang ersehnt worden war. Der Richter hatte dem Bauer und der Bäuerin, die ungezählte Male vom Dorfe nach der Stadt gewandert waren, und bei denen kein Versöhnungsversuch gefruchtet hatte, ein paar Worte des Urteils sogar wiederholt, als er die Geschiedenen unschlüssig stehenbleiben sah: „Sie sind geschieden. Das Kind verbleibt der Mutter!“

Das also war das Ende! — — —

Die Wolken hatten sich verdichtet an dem klaren, blauen Himmel, unter dem einstmals die beiden jungen Menschen zusammengekommen waren. Fünfzehn Jahre hatte das Paar miteinander gewirtschaftet; fünfzehn Jahre hatten sie die Hände gerührt und nach dem gleichen Ziele geblickt, hatten den Pflug durch den Acker gelenkt und Samen gestreut, die Sense geschwungen und Garben gebunden; fünfzehn Jahre hatten sie sich abgearbeitet im Haus und auf Feld und Wiese, — und vierzehn Jahre

hatte ihnen gemeinschaftlich, wenn der Himmel auch einmal dunkel bezogen gewesen war, ein tiefes, tiefes Geheimnis gelacht: zwei Kinderaugen.

Das war nun das Ende: „Das Kind gehört der Mutter!“ hatte der Richter gesagt. „Sie sind geschieden!“

Zwei Menschen gingen langsam die knarrende Treppe des Gerichtsgebäudes hinunter und schritten über den hallenden Korridor. Der Mann drückte sich an das Geländer, und das Weib glitt an der Wand entlang. So strebten sie auseinander, und doch — was war es nur? — hielt sie noch etwas zusammen? Sie gingen in gleichem Schritt und Tritt. Und obwohl sie sich nicht ansahen, hörte jedes Ohr die tiefen Atemzüge des andern Menschen, und jedes Auge sah des andern einsamen Wanderers Bewegungen.

So stolperten sie durch ein paar Straßen, und sein Fuß stockte an einigen Türen: hier hatten sie sonst zusammen gegessen und getrunken oder Vorräte gekauft. Solange sie nicht geschieden gewesen waren und der Prozeß über ihnen geschwebt hatte, wie der Habicht über den Hühnern, solange nicht sicher gewesen war, wer am meisten bluten würde, hatte der Bauer auch allein die Stätten der Erholung und des Vergessens aufgesucht. Er hatte dann keinen schlechten Tropfen zu sich genommen: „Ach was, die ganze Quälerei hat doch weiter keinen Zweck!



Bittrich, Spreewaldgeschichten. **II. Bd. 40**

Schinderei und kein Glück im Hause! Gießen wir noch ein Gläschen 'runter!" —

Während er die Erinnerung an seine Schuld so zu bannen gesucht hatte, waren die Monate vergangen.

Heute, da Karl Klinke die Genossin los, da er frei war, wollte der Fuß nicht die Stufen des Gasthauses hinaufgehen.

Der Bauer zögerte und starrte die Landstraße hinaus, die ihn noch durch Dunkelheit und Nacht zu dem Hause führen mußte, unter dessen Dach er ohne Aufhören gewirtschaftet hatte mit der, die neben ihm herlief, wie der Schatten, und noch nicht wußte, wohin.

Am liebsten hätte er sie von sich gewiesen, im Zorn über seine Unschlüssigkeit. Was hatte sie noch von ihm zu verlangen?

Doch sie war nicht mehr sein, sie war Luft für ihn; da hatte er so wenig Anlaß rücksichtslos zu sein, wie nachgiebig. War er doch frei!

Und doch mühte er sich ab, der Qual ein Ende zu machen.

Als sein Auge lange hinausgeblickt hatte auf die Landstraße, packte ihn ein Entschluß.

„Ach was," murmelte Klinke vor sich hin, aber doch so, daß seine Genossin jedes Wort hörte, „ach was, es

ist vielleicht besser, man geht heim. Erlebt hat man heut gerade genug! Und noch dazu von der schlechten Sorte!"

„Das mein' ich auch!" erwiderte sie. —

Und weiter gingen Mann und Weib, an gelben Getreidefeldern vorüber, und die Hände ließen mechanisch die vollen, kornstrotzenden Ähren durch die Finger gleiten.

Die beiden Menschen hatten vor einer Stunde im Gerichtssaal ihr Ziel erreicht, um wieder aufleben zu können, wie sie vorher in Zank und Streit gemeint hatten, — und nun zog ihr ganzes Leben an ihnen vorüber, flink wie an der Seele des Ertrinkenden, und sie fühlten sich in ihrer Freiheit noch nicht glücklich.

Die Sterne leuchteten schon am Himmel, und der Mond schaute hellen Auges auf den reichen im herbstlichen Winde rauschenden Erntesegen und auf die beiden stummen Menschen.

Die gingen den Fußpfad hinan zwischen den Feldern, auf denen der Bauer in den nächsten Tagen die Sense rauschen lassen wollte, und er öffnete die Tür des Hauses, in dem sie wohl nur noch die eine Nacht gemeinschaftlich zubringen würden. Denn morgen würde sie ausziehen mit dem Kinde.

Als läge ihm alles Ungemach der letzten Monate bleiern in den Beinen, so schwer war Klinke die Treppe

zur Haustür emporgestiegen. Die Bäuerin folgte ihm müde. Er wollte sie an sich vorübergehen lassen, als er, auf das Geländer gestützt, noch einmal über das Meer der gelben Halme blickte, über sein Meer.

Aber die Bäuerin blieb neben ihm stehen, und ihre Augen wanderten mit seinen weit hinab zum Dorfe, über ihre Arbeit und seine Arbeit.

In ihm stiegen Bitterkeit und Zorn zugleich auf.

„Was willst du denn noch hier? Willst denn du noch etwas von mir? He?"

„Sei nicht böse!" rang es sich langsam von ihren Lippen. „Es hat mir doch bald das Herz abgedrückt auf dem Wege, was ich dir sagen wollte: unser Korn ist wieder das schönste stundenweit in allen Dörfern; wie willst du jetzt alles einbringen in die Scheune, unser ganzes, schönes Korn?"

Er fand die Antwort nicht, die er ihr geben wollte, und tat, wie er sich in solchen Lagen immer geholfen hatte: er schnauzte.

„Weiß ich's?" schrie er sie an. „Dir geht's doch am Ende nichts mehr an! Wo ist denn das überhaupt: unser Korn?"

Die Frau ging in ihre Kammer und küßte ihr Kind. Sie wühlte in Kisten und Truhen und wußte doch nicht,

wonach. Ganz unten in einem Komodenkasten lag etwas Trockenes, Raschelndes, und als sie das Seidenpapier entfernt hatte, hielt sie ein Kränzlein in den Händen, — ihren Brautkranz. Sie grübelte, bis ihr Kopf auf die Wäsche im Kasten sank und die Augen naß wurden. Und den Hexentanz ihrer Pläne und Erinnerungen durchschwirrte immer wieder ein Gedanke: wie bringt jetzt der Mensch, wenn ich nicht mehr hier bin, ohne Hilfe die ganze Ernte heim vom Felde?

In der andern Stube, auf seinem Lager, wand und warf sich der Bauer. In der Luft lag etwas, das sein Denken nicht auf glatte und bekannte Bahnen kommen ließ.

Was drückte ihn? Weshalb konnte er nicht schlafen? — —

In banger Nacht, als geschiedene Leute, kamen sich Marie und Karl Klinke heut näher, als jemals seit dem Tage ihrer Vereinigung.




Müller
Kraliks Buße
Ein
Spreewald-Roman



Müller Kraliks Buße

I.

Auf den unter ungewöhnlichen Lasten zerklüfteten Fluren wuchtete der Schrecken des Krieges. Es war, als sei ein glühender und reißender Pflug darübergegangen.

Die Sonne beleuchtete zerstampfte oder der unreifen Erdfrucht beraubte Felder, sah auf die Reste der Lagerfeuer, in denen die Gartenzäune und die Dächer der leeren Scheunen verschwunden waren, warf ihre Strahlen auf verendete Pferde, Kleiderfetzen, Lumpenbündel und auf Schlachtstätten unter dem freien Himmel.

Schwarzes Gebälk und rote Augen!

Bleiche Gesichter, und doch nicht nur stumpfe Verzagtheit, sondern immer noch der ewige Funke des Lebens im Blick!

In den Lausitzer Landen waren im Mai 1813 Preußen und Russen vereint, dem Weltenzwinger Napoleon entgegenzutreten.

Auch hier war in einzelnen Landstrichen des Frühlings ganze Schöpfung an Schönheit und nützlichem Wachstum bereits wie unter der Gefräßigkeit ungeheurer Heuschreckenschwärme in wenigen Tagen verschwunden.

Der oberste französische Gewalthaber freilich trieb den Marschall Oudinot immer stürmischer weiter und diktierte seinen Heeresteilen neue Schrecken. Wie er Ney vorandrängte und in Oudinot bereits den Besieger Berlins sah, so forderte er Davout auf, alle Senatoren Hamburgs zu verhaften, fünf erschießen und die übrigen in Frankreich gefangen halten zu lassen. Auch die Offiziere der hanseatischen Legion sollten erschossen und die Soldaten nach den französischen Galeeren geschickt werden. Und wie in seinem Namen dort, an der Wasserkante, fünfhundert der reichsten Männer festgenommen und ihrer Güter beraubt werden sollten, so wollte er an anderer Stelle die Bürgerschaft büßen lassen für Desertionen aus den Reihen seines Heeres und noch mehr für sagenhafte Übeltaten gegen einzelne Angehörige seiner Soldateska.

Die Furcht begann nun auch in den bedrängten Dörfern und Städtchen mit lauter blutigen Farben zu malen: hier sollte ein Kosak in der Sägemühle gleich einer Tanne zerschnitten, dort ein lebender Franzose von Kosaken mit Piken an den umherwirbelnden Windmühlflügel geheftet

worden sein. Und jedes gegen Angehörige seines Heeres gerichtete Verbrechen sollte Napoleon wissen, und keine Anzeige an ihn sollte ohne Verfügung schwerer Strafe geschehen!

Der Mord an der Windmühle, der war in der Niederlausitz das neueste Ereignis im Strudel aller Geschehnisse. Und gerade jetzt rückten fortwährend größere Truppenkörper heran.

Wie erschrak darum die Einwohnerschaft des dem Spreewald vorgelagerten Städtchens, als die bis dahin einquartierten Kosaken plötzlich unter dem Ruf: „Franzusky! Franzusky!" in wilder Flucht davonjagten.

Die Franzosen sind uns nahe! Wehe uns!

Und kaum waren die in Kundschafterdiensten tätigen Kosaken zu dem einen Stadttor herein- und zum andern hinausgesprengt, so preschten auch schon französische Husaren über den Markt und rissen und stießen jedes lebende Hindernis nieder, jedoch nur, um den Russen zu folgen.

Bayerische Kavallerie und Artillerie mit brennenden Lunten sauste mit den Franzosen daher, und im Sturmschritt schloß sich französische Infanterie an.

Doch es war ein vergebenes Hasten und Rennen: die preußischen und russischen Korps waren hier nicht zu fassen; die Nacht verhinderte eine große blutige Arbeit.

Im tiefen, heißen Sand mühten sich die Gegner der Franzosen ab, die ihnen geeignet scheinende Walstatt eines ausgedehnten Kampfes vor dem neuen Morgen zu erreichen. Todmüde zogen sie noch weiter, als auch in dem so schnell von den Kosaken befreiten Städtchen der Marschall Oudinot eine fast schlaflose Nacht hatte.

Bereits bald nach Mitternacht marschierte er mit seinem Stabe stundenlang um den Marktplatz. Auch seine Generale hatten ein schlechtes Lager, eine Ruhestätte auf Mehlsäcken, bald verlassen.

Noch im Dämmerschein mußten die Trommeln gerührt werden, und tausendstimmig antwortete nach der Erzählung der Chronik das gleiche Zeichen vor den Toren der Stadt, im Lager, und bedeutete den Aufbruch des Heeres.

Ein kurzes hastiges Treiben, der Hufe Getrappel — und leiser und leiser wurden Trommelwirbel und Trompetenschall.

Als sei ein unheilschwangerer Komet plötzlich verschwunden, so atmete die Bürgerschaft auf.

Herrlicher als je war der Friede des Morgens. Eine sonnige Welt nach schwerem Gewitter!

Im Überschwang der Gefühle dachte man kaum daran, daß des Krieges Grauen nicht von der Erde ge-

tilgt war, sondern nur weiterschritt und an neue Stätten der Menschheit pochte. —

Wenn irgendwo in den Heeren „Leute aus der siebenten Bitte“ zusammengewürfelt waren, so in der Gesellschaft der Troßknechte.

Eine aus Franzosen, Italienern und einigen Deutschen bestehende Horde dieser Mannschaft war denn auch auf dem weiteren Zuge hinter Preußen und Russen viel mehr auf gute Nahrung und leichte Arbeit bedacht, denn auf Nachforschungen nach einem im Kriegshandwerk zum Manne gewordenen Abenteurer, nach dem bei Nacht und Nebel verschwundenen Sergeanten Ewald Kralik.

Er war in den letzten Tagen gänzlich unter ihnen gewesen, war nach Klagen über einen gebrauchsunfähigen Fuß in einem Wagen mitgeschleppt worden, und nun, an diesem letzten Morgen, hatte man sein Lager leer gefunden.

Einem Unglück, einem heimlichen Überfall auf Abwegen, war der mit allen Hunden gehetzte und selber seit Jahrzehnten durch viele Lande hetzende lange Mensch schwerlich zum Opfer gefallen.

Und Flucht mit kranken Gliedmaßen?

Oder hatte er das Leiden nur vorgeschützt, um unbeobachtet davonzukommen?

Ein paar Kameraden wollten aus Geständnissen in früheren Jahren wissen, Kraliks Wiege müsse in der Nähe des Schauplatzes der jetzigen Kämpfe gestanden haben.

Not und drohender Tod und die Beichte der Leidensgenossen hatten auch Kraliks schwere Zunge einmal gelockert, und so hatte der Abenteurer in englischer Gefangenschaft einigen treuen Waffenbrüdern die Geschichte seines Lebens erzählt.

Im Alter von zwanzig Jahren, wenige Wochen nach seiner Hochzeit, war er mit andern Wilderern in seiner Spreewaldheimat hart an einige Förster geraten. Auf beiden Seiten waren Opfer einer stürmischen Nacht gefallen, und in der Angst, dem erstrebten Abenteurertum durch die Hand des Gesetzes auf viele Jahre entrissen zu werden, hatte Kralik mit einem Genossen zur selben Stunde die Flucht ergriffen. Die ersten Meldungen über den kecken Draufgänger Napoleon hatten ihre ohnehin heißen Köpfe seit Monaten noch mehr erhitzt. Die in der Heimat drohende Gefahr hatte den letzten Anstoß gegeben, sich der fernen Sonne zuzuwenden.

Was hatte Kralik das junge Weib, was den Genossen die Heimat geschert!

Auf tollen Kreuz- und Querzügen gelangten die beiden waghalsigen Burschen nach der Schweiz, und sie ließen

sich im Schwyzer Kanton für Napoleonische Dienste verpflichten. An dem Zuge nach Neapel nahmen sie teil, wurden Schweizer-Gardisten, gingen mit dem von den Franzosen vertriebenen König nach Sizilien und verlebten hier, unterbrochen von mehrfacher neuer Beförderung nach Neapel, viele Jahre.

Die Heimat war in dem Strudel der Weltereignisse vergessen.

Ja, Kralik hatte sich endlich mit dem Gedanken abgefunden, in Sizilien sein Leben zu beschließen, als man ihn mit andern Truppen nach dem Kirchenstaat einschiffte. Er erlebte auch den Aufstand in Neapel, wurde jedoch blessiert und geriet in die Gefangenschaft derer zurück, denen er vor einem Jahrzehnt seine Dienste geweiht hatte: in die Hände der Franzosen.

Nun war er von Ort zu Ort geschleppt, nach Alessandria gebracht und endlich mit einem Paß des Platzkommandanten freigelassen worden.

Und dicht an der Stätte, an der Kralik dereinst seine Abenteurerfahrt begonnen hatte, war er wiederum in die französischen Massen eingereiht worden, zwar für untergeordnete Dienste zuerst, doch dafür mit willkommenen kleinen Freiheiten für seine zügellose Art.

Und nun, nach einem abermaligen Jahrzehnt, wechselte

der Troß im Heere Oudinots einige Worte über den allzeit tatendurstigen, sturmgefeiten Kämpfer, dessen Verschwinden man sich nicht recht zu erklären vermochte. Ihm sorgsam nachzuspüren, war in dem fremden Lande weder Zeit, noch Ruhe vorhanden.

Wie sich die Raupe auf dem Blatt weiterbewegt, während sie es vertilgt, so zog die Heeressäule im Lande weiter und hinterließ nicht viel mehr als Gerippe, leere Hüllen von Hab und Gut.



II.

In der Landschaft,

da nicht Berge sind,
wo die Waldwasser nicht mehr rauschend schäumen,
die Flüsse ruhig und gemächlich ziehen,

stand in diesen Junitagen wieder das Korn in langen, schönen Auen.

In dem Wirrsal der Spreewaldfließe hatte die Kriegsgewalt das Recht der Natur noch am wenigsten drangsaliert.

Während Oudinots Truppen den Feind zu erreichen trachteten, drang ein Abtrünniger seiner Mannen eiligen Schrittes zu der Wildnis einer längst verlassenen Heimat vor.

Stunde um Stunde lief er durch die Finsternis und hörte nichts als den eigenen Schritt und das Gekläff der Hunde in den flüchtig berührten Dörfern. Hier und da ein eisernes Begegnen des erstaunten Blickes eines Wächters, gelegentlich ein Forschen nach dem Wegweiser und ein heimliches Aufjubeln wie bei der Erneuerung alter Bekanntschaften.

Heimatboden! Heimatluft!

In Jahrzehnten waren des Mannes Gedanken nur flüchtig hierher geeilt, wie leichte Wölkchen darüber hingehuscht. Und war einmal das Gewissen lauter geworden, so hatte er im Lärm und Aufruhr des Kampfes schnell das Vergessen gesucht.

Wohl war er auch einigen Männern begegnet, die von Weib und Kind sprachen.

Er hatte gedacht: ach, geht mir mit Weibergeschichten! Die Weiber haben uns vergessen und sind froh, uns jetzt nicht mehr zu sehen! Die brauchen uns nicht mehr! Fünf Jahre — zehn, zwanzig Jahre — wer wartet noch auf uns! Die Welt ist rund, und bunt ist die Liebe der Weiber!

Er hatte sich ein Wiedersehen nie ausgemalt, weil er die Möglichkeit der Rückkehr nicht sah.

Sein Weib war jung gewesen. Hatte sie sich an einen andern gehängt? Und ein Kind, das seine Genossen verlassen hatten? Er wußte von keinem!

Aber die er draußen im fremden Lande immer erfolgreich niedergehalten hatte, die Sehnsucht nach dem verlassenen Winkel seines Jugendlebens, — die war in den letzten Tagen machtvoll über ihn gekommen.

Jede Hütte im Lausitzer Lande hatte ihn an sein ehemaliges Heim erinnert, jeder mundartlich gefärbte Ton

an Worte seiner ehemaligen Bekannten, jedes versonnene Mädchengesicht an ein Gesicht, in dessen Augen er, der Starke, sein Glück gelesen hatte.

Räumlich nicht weit von seinem letzten Kriegsquartier, doch zeitlich um so entfernter, hatte er die Tage heißesten Begehrens und die paar Wochen jungen Eheglückes durchlebt.

Endlich war er doch warm geworden in dieser Erinnerung.

Strömte die Erde hier nicht einen andern Geruch aus, als irgendwo draußen in kälteren oder wärmeren Zonen?

Fühlte er nicht neben dem Pulverdampf eine andere Macht, die ihn rebellisch machte, wie einst den Jüngling?

Das ewige ruhelose Vorwärtsdrängen auf Kommandowort hatte eine Stimme in seiner Brust noch nicht getötet, die heut ihr: heim! heim! schrie.

Du mußt die Stätte deiner Jugendlust im Wald und auf der Heide noch einmal vor Augen haben!

Du mußt lauschen, ob sie noch, die Eine, und wie sie lebt und mit wem!

So hatte er die Stimme im Innern beim Marsche gehört, als Weg und Steg in Feld und Wald mit Zungen der Heimat zu reden begannen.



Unausgesetzt waren die Mahnungen auf ihn eingestürmt, bis er müde war, besiegt.

Nach tapferer Gegenwehr hatte er sich in diese seine Niederlage ergeben. Und in stiller Nacht, am Saume des schweigenden, seine schwarzen Schleier hilfsbereit um den Flüchtling ausbreitenden Waldes hatte Kralik, ein stiller Kämpfer, die Reihen der Kampfgenossen verlassen.

Ein Deserteur, ein Gewehr und ein Bündel Knechtskleider in der Faust, hatte die Freiheit gesucht und begrüßt — und doch zogen ihn nur stärkere Ketten als die bisherigen unwiderstehlich, als sei seine Seele darangeschmiedet, ohne Rast und Ruh in die Einsamkeit der Spreewaldlandschaft. Zu traumhafter Fahrt unter dem grünen Dach der Erlen lockte ihn die geheimnisvolle Macht, zu wogendem Schilf und schneeigen Seerosen, zu versteckten schwarzen Blockhäusern.

Freiheit! Freiheit! Alte Heimat!

Er reckte nach stundenlanger Flucht die Arme aus, sank im Walde nieder und streckte sich in wohliger Müdigkeit. So war er recht eine Beute des Glücksgefühls, bald frisch und fröhlich in den Morgen und in das Herz der Heimat weiterflüchten zu können.

Ein Tag verging noch in erschrecktem und wunderbar

abenteuerlichem Umherirren, und abermals brach die Nacht an.

Da stand Ewald Kralik hoch und furchtlos im Einbaum, den er immer gut zu regieren verstanden hatte, und ruderte sehnigen Armes der *einen* Hütte zu, die er vor allen Dingen nochmals sehen mochte.

Wer würde darin hausen?

Die Alten, die damals jung waren?

Junges Blut, das er nicht kennen gelernt hatte? —

Die laue Juninacht nahm ihn in Schutz und Besitz zugleich.

Das Rauschen des Waldes und das leise Geflüster des Wassers redeten fortwährend mit tausend Stimmen der Erinnerung und griffen ihm an die Brust.

Nachtvögel schrien auf und scheues Wild blieb verwundert stehen.

Ihm war heut alles ein Geschenk.

Er schwamm mit Behagen durch die Wellen des Lichtmeeres dieser mondbeglänzten Frühlingsnacht.

Zu den Sternen lugte er auf, wie er als Kind oder in den Liebesseligkeiten der Burschenzeit auf den Waldfahrten getan. Und er schämte sich der Erinnerung nicht, und seine Arme strafften sich.

Stunde um Stunde stieß er das Ruder ein, und sein

Auge suchte schon am Horizont den ersten stillen Schein des Morgens.

Doch da stieg jäh ein anderes Leuchten auf, und ein Grollen wie die Sprache des Gewitters mischte sich darein.

Das war Kampf! Nicht in den Wolken, sondern auf Erden!

Kralik sprang an der Teilung der Wasseradern aufgeregt ans Land und hielt das Ohr an die zitternde Erde des Ufers. Und während er lag, begann er selber zu beben.

Das Blut der letzten zwanzig Jahre kam noch einmal in Wallung und durchbrauste ihn:

Kampf! Kampf!

Sein Element!

Endlich mochten wieder gewaltige Kräfte gemessen werden, mochten wichtige Entscheidungen fallen. Und nun stand er hier in der Verlassenheit des Waldes und jagte Tagen der Jugend nach.

Wie hatte das über ihn kommen können?

Wie hatte er schon auf der ersten Strecke der Flucht alle Brücken abbrechen, alle Abzeichen des Soldaten fortwerfen können, außer dem Gewehr!

Warum war er so rasch in die Knechtskleider gekrochen?

Er blickte vorwärts und zurück, und seine Arme erlahmten am Ruder.

Das eine Mal wenigstens hätte er doch noch dabei sein mögen!

Er schaute um sich.

Wo war er eigentlich?

Weit entfernt konnte nicht mehr sein, was er gesucht hatte, ehe ihm der Schlachtendonner Ablenkung brachte.

Die Wiese an dieser Kreuzung der Fließe mit ihren majestätischen Erlen, die grüne Fläche mit dem riesenhaften Steinblock in der Mitte und den hohen Brücken an den Ecken, — hatte er die nicht fast genau so früher gesehen?

Hatte er nicht, wie jetzt, gerade hier die Nachtigallen am schönsten singen hören, während er bei leisen Mädchenworten durch die Stille gefahren oder nach weiten Wanderungen am Ufer über die schmalen Brücken geschritten war?

Ja, er hätte aufjubeln mögen: dies Stück Erde und Wasser war die „tiefe Ecke“ in der Nähe vieler einzelner Bauernkolonien, deren jede eine Welt für sich bildete, zum Teil auf den Verkehr zu Wasser angewiesen, und

darum so selbständig vor den Geschöpfen dieser Erde, wie abhängig von des Himmels Güte.

Die tiefe Ecke!

An ihr hatte, so war ihm in der Jugend erzählt worden, dereinst eine Mutter ihr Kind in die Fluten geworfen. Aber das war lange nicht gestorben; und als ein Fischer das kleine Wesen dann in seinem Netze sah, warf er es vor Schreck zurück und ruderte rasch von dannen. Hatte er doch zu viel von Nixen und Kobolden gehört! Doch so oft er später noch über diese Stelle fuhr, griff ihm das Kind an das Ruder und erinnerte ihn sein Lebelang an die eine Stunde. —

Kralik sann und sann.

Wieviel Jahre waren vergangen, seit er diese Mär gehört hatte!? Und nun schien ihm das alles so wenig entfernt, wie seine Teilnahme an den Kriegszügen.

Sein Kopf neigte sich in solchem Sinnen.

Da — welch ein Geräusch?

Ein Knistern und Plätschern — ein paar Rehe waren an das Licht getreten, und schon zeigte hinter ihnen ein roter Bock das Gehörn.

Nun war abermals Stille auf dem Fließ und im Kahne.

Der Atem versagte dem Manne fast.

Ja, er befand sich nicht nur am Schauplatze der Erzählung vom versunkenen Kind, sondern auch an der Stätte ehemaliger Streifzüge.

Vergessen war in diesem Augenblick der Ruf der Schlacht, obwohl er die Erde mehr erbeben machte als vorher, vergessen waren die bunten Uniformen und die Kriegskameraden.

Hier, vor dem Wild, tauchte etwas anderes auf: der Gedanke an erwartungsvollen Auszug und erregtes Lauschen, kaltblütiges Zuspringen und sichere Hand, verschmitztes Irreführen der Verfolger und köstliche, heimliche Beute.

Der Zauber des Waldes wurde wieder Herr seiner Sinne, er, der den Mann in seinen jungen Jahren in Bann geschlagen hatte.

Es kam wie Reue über Kralik, soviel Herrlichkeit verlassen zu haben.

Und diese Reue erst bildete die Verbindung zum Auftauchen des Grundes seiner Flucht.

Lebte von den Zeugen der letzten blutigen Nacht noch einer? Was war aus den zurückgebliebenen Kameraden geworden? Und welche Schuld hatte man Kralik und dem andern Flüchtling zugeschrieben?

Wer wußte überhaupt davon?

Ihm blieb, nun er soweit zurückgegangen war, nur ein Weg: falls sich das Schicksal der Rache noch gegen ihn kehren sollte, ihm zu trotzen, wie er draußen in der weiten Welt getan hatte. Voran!

Sein Vorwärts konnte nur noch in dem Wiedersehen nicht des Gestern mit seinem Kriegsvolk, sondern der früheren Vergangenheit liegen.

Kräftig stieß er den Kahn weiter, dem Morgen entgegen, und vielleicht auch der Sonne aller Zukunft.

Er wollte versuchen, ob sie ihm noch leuchtete auch unter dem moosbewachsenen Dache, das sich jahrelang schirmend über die Geheimnisse, die Freuden und Leiden seines jungen Lebens gebreitet hatte.



III.

Als sich die Fluten mit flüssigem Gold zu mischen begannen, kam Kralik aus einer der schnurgeraden Wasserstraßen ein Kahn entgegen, in dem ein langer, hagerer Greis stand.

Sein Haar bewegte sich in jedem Morgenhauch wie silberne Herbstfäden.

Zitterig und blechern sang er ein Kirchenlied, und man wußte nicht, ob er dem Gesang durch das Einsetzen des Ruders besseren Takt, oder durch den Gesang den dünnen Armen Anstoß zu geben suchte zu regelmäßiger Arbeit.

Auf dem Kahn befand sich ein Sarg.

Auch dieser Anblick war Kralik nicht neu; solche Fahrten hatte er schon vor Jahrzehnten hier beobachtet.

Da außer dem Fährmann heut kein Mensch das schwarze letzte Heim begleitete, so vermutete Kralik in dem Toten einen der Ärmsten der Armen.

Sie glitten nebeneinander auf dem stillen Wasser weiter, leise und sanft, wie der Müde in die Ewigkeit hinüberschweben mag.

„Wollt Ihr schon so zeitig einen schlafen legen?" fragte Kralik.

„Ja," sagte der Alte, „wie man's nimmt: schon und endlich!"

„Einen, der genug gelebt hat?"

„Zuviel! Zuviel! Ein Bruder überflüssig!"

„Ein Verlassener?"

„Das kann man nicht sagen. Er hat zwei Kinder, die reichlich zu brechen und zu beißen haben. Aber für den Alten ist kein Bissen übriggeblieben. Da hat ihn der eine Sohn kürzlich aufgeladen, den wackeligen Großvater, und stundenweit zum andern gefahren, und in der Nacht dem vor die Tür gesetzt: so, jetzt sieh zu, wo du ein Lager kriegst! Da war bald Matthäi am letzten, und nun ist ewige Ruhe!"

Der Greis wies hinüber nach einer Gruppe hölzerner Kreuze und beugte sich zu dem Fremdling, gab der Stimme feierlichen Klang und fuhr fort:

„Ich habe schon zu Lebzeiten immer gesagt, Gottlieb, du marschierst mir ab, ehe andere einmarschieren. Denn es wird erscheinen die Stunde, in der fremde Scharen über uns kommen werden, und du wirst ruhig schlafen. Und ich habe gesagt: wenn wir nachher kämpfen, wirst du nur noch im Verborgenen lauschen. Siehst du, Gott-

lieb" — der Sprecher redete dabei den Toten an —, „jetzt hast du knapp die Augen zugemacht, so haben sie schon in der ganzen lieben Nacht geschossen."

Kralik blickte verwundert auf den plötzlich in seinem ganzen Wesen völlig veränderten Greis.

Wie ein Prophet stand er da.

„Ihr denkt," fuhr er fort, „welch' ein Mensch ist das? So fragen viele. Aber ich sage Euch: der alte Bibel-Franke, der ich bin, hat mehr erlebt auch in der finstersten Nacht, als Ihr und viele Geschöpfe dieser Erde in allen Euren Lebtagen gesehen habt. Und ich sage — —"

Kralik wollte sein Gedächtnis schnell erproben und fuhr dazwischen: „Ach, Ihr seid einmal Fischer gewesen vor langer Zeit — —?"

„Wie Ihr sagt! Doch die Tage sind in die Ewigkeit geflossen. Und woher kommt Ihr?"

„Auch aus der Ewigkeit," entgegnete Kralik, vor dessen Seele jetzt der frühere Bibel-Franke, schon damals ein Sonderling mit seinen Sprüchen und tönenden Reden, deutlich auferstand.

„Auch der verlorene Sohn ist eine Ewigkeit in der Fremde gewesen. Gut, wer zur rechten Zeit wiederkehrt!"

Da zog Franke das Ruder ein, sah nach dem Friedhof hinüber und schaute sich in der Runde um.

„Keine Menschenseele hier auf dem Felde — —" erzählte er sich.

„Wenn jemand mit anpacken soll, — das kann ich auch!"

„Schwer ist er nicht mehr gewesen," stimmte Franke sofort zu. „Die paar Schrittchens bringen wir ihn leicht hinüber."

Und die beiden Menschen trugen Gottlieb Quietz zur Grube und senkten ihn hinein. Und als Franke die Mütze vom flatternden Haar nahm und laut betete, tat Kralik desgleichen. Er blieb auch stehen, als die Schollen feuchter Erde auf die Bretter fielen, und mühte sich ab, ein Gespräch fortzusetzen, in dem er vielleicht nach seiner Sippschaft forschen konnte.

Das gelang, als Franke auf die Nöte des Krieges einging und die kleinen und großen Schicksale der weltabgeschiedenen Bauernkolonie besprach.

Kralik sagte, er sei aus weiter Ferne herbeigewandert, und es werde sich erst zeigen müssen, wo sich seinem Haupte eine Stätte biete.

„Ach was," erwiderte Franke, „wenn ein Mensch überall fest angreift wie Ihr, und seine gesunden Glieder

hat, so wird er nicht verhungern." Kräftige Arme würden in manchem Hause auch des Spreewaldes gebraucht. „Wie alt seid Ihr denn?"

Kralik berichtete, er habe zwar die vierzig überschritten und manches Gewitter sei schon über ihn hinweggegangen, doch zu verschiedenen Jahren Arbeit fühle er sich noch stark genug.

Mit stiller Verwunderung betrachtete Franke die in heftigen Stürmen wetterhart gewordene und auch etwas verwilderte Gestalt. „Euch wird's nicht fehlen! Ihr könnt frisch anfangen zu leben. In dem Alter kann man noch die Welt erobern, auch wenn man kein Napoleum ist!"

Er verfiel wieder in seinen Prophetenton und sprach mit viel Selbstgefälligkeit seine Vermutungen über des Fremden Herkunft aus: „Was brauche denn ich Euch von Napoleum zu erzählen! Ich meine, Ihr kennt den besser als ich!"

„Das könnte stimmen!"

„Viele sind in den Jahren fortgezogen, und manche haben draußen in der Welt das Glück erwischt auf und manche in der Erde."

„Auch von hier sind viel Menschen fortgezogen?"

Franke überlegte.

„So Stücker fünfe, sechse werden hier aus dem kleinen Winkel gegangen sein. Manche sind ohne ein Wort davongerannt und haben alles im Stich gelassen auf Nimmerwiedersehen.“

Er starrte in die Weite wie in die Vergangenheit, und musterte wiederum seinen Gesellschafter:

„Da ist zuerst auch einmal so eine Geschichte gewesen mit einem Jäger. Der ist in der Nacht mit Wilddieben zusammengeraten. Einer ist halb zu Tode geschlagen worden und hat geschwiegen über seine Genossen, bis er die Augen zugemacht hat für immer. Und der Jäger, den eine Kugel getroffen hat, lebt nicht mehr, wenn mir recht ist. Wer weiß, wer auf ihn geschossen hat. Und ein Jägerbursche, der etwas abgekriegt hat, — ich kann nicht mal sagen, wo der noch lebt! Ich weiß nur noch, daß um dieselbe Zeit zwei junge Kerle, die gern heimlich in den Wald gingen, verschwunden sind. Niemand hat gewußt, wohin.“

„Und niemand weiß, wo sie geblieben sind?“

„Keine Menschenseele! Der eine hatte schon immer verlassen dagestanden in der Welt; nach dem hat kein Hahn gekräht. Um den andern hat sein Weib noch eine Weile geklagt. Aber was kann das helfen, besonders, wenn eins arbeiten muß. Mit ihrem kleinen Jungchen

hat die Frau auf dem Felde nicht einmal viel ausrichten können."

„Ein Jungchen —?"

„Das war so: der junge Mann ist eine Weile verschwunden gewesen, da ist hier das Jungchen angekommen. Das hat ihr gerade noch gefehlt in der Not! Da ist ihr bißchen Wirtschaft immer mehr zurückgegangen. Die Frau hat sich gequält und geschunden bis an ihr seliges Ende."

Franke stieß den Spaten in die Erde und winkte Kralik, ihm zu folgen.

Er ging die Hügelreihe entlang zu einer kleinen Erhebung der Erde. „Hier," sagte er, „liegt sie und ruht sich aus wie die andern!"

„Mit dem Kinde?"

„Das nicht! Wer weiß, was daraus geworden ist! Kuh- und Pferdejunge ist er irgendwo gewesen, und wenn mir recht ist, hat er nicht viel getaugt. Das liegt im Blute! Kein Sitzefleisch wie sein Alter! Wer fragt nach so einem verlassenen Jungen! Sieh zu, wo du bleibst!"

Franke beobachtete seinen fremden Genossen auch jetzt scharf. Er wollte in alle Dinge tiefer blicken als andere

Leute, und hoffte wohl, mit Hilfe des Fremden eine wichtige Sache zu ergründen.

Sein Verdacht kam mehrfach auf die rechte Fährte. Er vermutete in dem fremden Mann einen der Weltenbummler aus dieser Gegend. Doch in den letzten Jahren war so viel Ungewöhnliches geschehen, daß er das Grübeln zugunsten seines Geschäfts und weiterer Unterhaltung wieder aufgab.

Kralik stand düsterer Betrachtungen voll am Hügel. Es war ein schweres Wiedersehen! Wie war sie kraftvoll und lebenslustig gewesen als er sie verließ, seine Hanka, die Tochter des Fischers Urbenz! Wie heiß hatte sie jedesmal von ihm Abschied genommen, wenn sie ihn aus dem Hause schleichen hörte! Wie hatte sie ihn immer gebeten, sich keiner Gefahr auszusetzen! Nun lag so viel Liebe kalt unter der Erde! Und er — welcher Weg stand ihm offen? Durfte er sinnen und jammern? Jagte ihn die Not nicht weiter? Was hülfe ihm alles Wehklagen! Der erste Schritt vom Wege beeinflußte all sein Tun wie sich Glied an Glied zur Kette reiht.

Wollte er den Kriegsheeren nicht weiter folgen, falls er überhaupt wieder zu ihnen zu stoßen vermöchte, so mußte er hier die Hände rühren; er mußte einen Platz finden, um seine alte Vertrautheit mit Acker, Wiese und

Wald aufzufrischen und zu beweisen; er mußte zeigen, welch ein Kerl er noch war.

Nützen müßte er jemand, dann würde auch er nicht leer ausgehen.

Das war und blieb die Weisheit aller Weisheiten.

Die Überzeugung gab ihm mehr Sicherheit als der Beutel klingenden Lohnes, den er aus dem unstäten Wanderleben heimbrachte.

Doch wer brauchte gerade in dem Augenblick so einen, der allen Fleiß anwenden, doch auch, wenn es sein dürfte, das Regiment führen wollte? Einen, dem man für viel Arbeit viel Lohn gäbe?

„Ich muß sehen, wo ich einen Platz an der Krippe finde!" sagte er.

„So, so? Ihr habt auch genug von der Herrlichkeit da draußen? Wo die Füchse haben Löcher, da wird auch der Mensch finden zu leben! Und Ihr werdet froh sein, zu gehen in der Einsamkeit des Waldes und zu atmen bei vertrauten Menschen. Denn draußen in der Welt wird viel Neues werden. Die Franzosen werden noch mehr Wunden schlagen, und der Hunger wird noch größer werden. Ich sage Euch, greift zu, wo Ihr findet, was Euch nützt! Greift in das Glück des Lebens und starrt nicht in die Luft!"

Damit nahm der Alte seine Arbeit wieder auf, und Kralik stieg in den Kahn.

„Fahrt," schrie ihm Franke nach, „an der Waldmühle vor, wo der Müller vor Jahren gestorben ist. Da ist eine Witwe, — wer die erobert, der zieht sich für all seine Lebtage eine warme Jacke an! Die Frau braucht einen ordentlichen Menschen in der Mühle, — hat sie mir schockmal gesagt!"



IV.

Unter einem Dache, das aus zitterndem Laub und Sonnengold gewoben war, fuhr Kralik weiter in die Wasserlandschaft hinein. Und im Wechsel von Dunkel und Sonnengold bewegten sich auch seine Gedanken.

Nur langsam glitt er vorwärts, boten sich seinen Augen an den Ufern doch Erinnerungen in Fülle.

Die Angst vor Nachstellung war im Schwinden. Die da draußen hatten gewiß mit ihren Kriegskämpfen viel zu viel zu tun, als Zeit zu finden, eines einzelnen Flüchtlings Spur zu verfolgen.

Und hier im Spreewald schien man sich auch über die ehemalige Schreckenstat nicht mehr zu erregen. Vielleicht hatte man ihn einmal im Zusammenhang mit dem gewaltsamen Tode des Försters genannt, ohne für lange Verfolgung des Gedankens genügend Grund zu sehen.

Jetzt aber, in den Zeiten nahen Kanonendonners, hatte man wohl selbst in den Kanzleien wichtigere Arbeit, als unbestimmten alten Gerüchten nachzugehen.

Ach was, er würde sich schon irgendwo genügend an-

gevettert haben und in einem sicheren Winkel sitzen, ehe das Geld in der Tasche zerschmolzen war!

Was wußte der Zittergreis! Altersschwäche — tieferen Grund hatten die Reden schwerlich!

Doch dann kamen wieder Erinnerungen an das geheimnisvolle Ansehen Frankes im Spreewaldvolke. Man verehrte ihn schon vor Jahrzehnten überall als klugen Mann; selbst tagelange Wanderungen wurden nicht gescheut, ihn zu besuchen und sein Wort zu hören.

Das beste war, ihm zu folgen, wo er Glück voraussah, und sich sonst um ihn nicht weiter zu kümmern.

Das Vertrauen in Gegenwart und Zukunft nahm endlich von Kralik Besitz.

Er sah mit stillem Wohlgefallen die Kraniche in der Sumpflandschaft marschieren und hörte das ferne dumpfe Hebumpen der Rohrdommel. Seit den Tagen der Flucht hatte er den Ruf des Vogels nicht mehr vernommen, dem er einstmals vergeblich nachgeschlichen war, um das scheue Tier bei seinem Lärm den Kopf ins Wasser stecken zu sehen. Denn das sollte die Rohrdommel nach den Erzählungen der Leute tun.

Die flinkeren Bewohner des Wassers erinnerten Kralik an seine Taucherzeiten. Hei, wie rasch war er hinter

den Flüchtlingen her gewesen, wenn es galt, einen Fisch mit der Hand zu erwischen!

Und wie jetzt die Fische in der Flut, aus der Ruhe aufgescheucht, vor dem Einbaum Kraliks in die Höhe sprangen, so erschreckte sein plötzliches Erscheinen die Mädchen auf den Wiesen. Sie ließen einen Augenblick die Sichel sinken.

Wer war der dahinhuschende Fremdling? —

Ein kecker Gruß hinüber und ein schüchterner zurück — und weiter, weiter!

So näherte sich Kralik der Buschmühle.

Er dachte an die ehrfürchtige Scheu, mit der er als Kind den alten Bau betrachtet hatte. Sollten doch die Nixen eine Ecke unterwühlt haben, bis sie im Wasser versunken war, und wenn die Mühlräder nun greulich pfiffen, sollte der Meister Hühner und Brote, und wenn auch diese Opfer wirkungslos blieben, schwarze Enten in die Mühlgrube geworfen haben, die Nixen zu befriedigen.

Kralik lächelte über seine ehemalige naive Scheu vor dem Mühlenwinkel, in dem die Wogen so laut durch die Nacht rauschten oder die Räder so geschäftig rumpelten. Nun barg der Ort des Grauens ein neues Geheimnis, vielleicht ein Glück für ihn, und mindestens erwartete er

einige Wochen oder Monate ruhiger Arbeitsgelegenheit, um sich für den weiteren Kampf ums Leben rüsten zu können.

Er wollte in der Mühle aufräumen mit Nixenspuk, wie er ihn bereits aus dem Kopfe gebannt hatte; auch die Bewohnerinnen sollten seinem eisernen Willen und seinen starken Armen mehr zutrauen lernen als Gespenstern.

Fast gleichzeitig mit dem Führer eines hochbeladenen Kahnes lenkte Kralik in den Anlegeplatz vor der Mühle ein, und während der Bauer mit schwerem Schritt über die ausgetretene Türschwelle in den dunkeln Gang tappte, reckte und streckte sich Kralik nochmals im Sonnenlicht, als liege eine lange Nacht hinter ihm, und ein neuer Mensch erwarte sein Tagewerk.

Er hörte drinnen rasche weibliche Stimmen den langsamen Redefluß des Bauers durchschwirren, horchte ein Weilchen zu und trat in die Mühle.

Ein blutjunger Mühlknappe, der Sohn der Müllerin, hantierte darin und kümmerte sich nicht viel um den Besucher, der Steine und Ölstampfen besichtigte und endlich, weil sich des andern Mund nicht öffnete, eine Frage an den Knappen richtete: ob er die Mühle allein versehe.

Nein, war die Antwort; die Müllerin, Frau Pank,

und auch ihre Nichte Dorothea legten selber mit Hand an, sobald ihm Hilfe nötig sei. Die verständen ihr Geschäft besser als mancher Müller. Nur stärkere Arme sollten sie mitunter haben, die Lasten zu heben und zu bewegen und die Felder zu bewirtschaften.

Da käme ein Mensch wie er vielleicht gerade an den rechten Ort, meinte Kralik, packte den Mühlknappen und schnellte ihn bis an die Balken empor.

Lachend nickte der Jüngling. „Ja," sagte er, „das macht niemand von uns nach! Riesen haben wir nicht."

„Aber Nixen — sind die noch da?"

„Ja, die kommen mitunter wieder und lassen, bis sie zufriedengestellt sind, die Räder heulen."

Kralik begann das durchdringende Gekreisch auszustoßen, dessen er sich von früher entsann. Der Mühlknappe gestand, der Lärm sei vortrefflich nachgeahmt, und wollte wissen, woher Kralik die Kenntnis habe.

Doch ehe er noch die erbetene Auskunft hatte, kamen die Bewohner der Mühle mit dem Bauer in den Arbeitsraum gestürzt und sahen mit Verwunderung zu dem Fremden auf, der sich zu seiner eigenen Belustigung ausdauernd ein so auffälliges Stück Heimat- und Jugenderinnerung vorschrie, und sich zu gleicher Zeit an den erstaunten Gesichtern der Zeugen belustigte.

Der Bauer meinte, irgendein fremder Mensch habe kein Recht, unter fremdem Dache die Geister des Wassers zu verspotten, und während er sich selber aus dem Staube mache, die Bewohner des Hauses der Rache auszusetzen.

Die Müllerin suchte inzwischen den Sohn nach den Geschäften und Absichten des Fremden auszuforschen, während dieser sich an Dorothea wendete, um ihr sein Weltenbummlertum kundzutun: er sei ein Fremder und doch hier zu Hause, habe ungezählte Städte und Länder gesehen und Kriege ohne Ende mitgekämpft, sei durch Blut und Pracht, durch Entbehrung und Überfluß geschritten, habe im Glück geschwelgt und suche Einsamkeit und Entsagung und Vergessen an einem Plätzchen, das zugleich seiner Hände Arbeit lohne.

„O, ich kann zupacken!“ Und er straffte seine sehnigen Arme.

Das weiche volle Antlitz des Mädchens hing gebannt an dem durchdringenden Blick des breitschulterigen Mannes, und als ihn die Müllerin ins Auge faßte, hemmten die Zeichen seiner Kraft und die Gewandtheit seines Wortes auch ihre Absicht, kurzen Prozeß mit ihm zu machen.

Sie ließ ihn weitererzählen von seinen Fahrten, da nur selten ein Wort über den Gang der Weltereignisse zu diesem Verließ in Wasser und Wald gedrungen war.

Und Kralik erkannte rasch die Möglichkeit eines Sieges in diesem Erdenwinkel, zog alle Register und fesselte seine Hörer, bis sie nebeneinander auf den Mehlsäcken saßen und an seinem Munde hingen. Und so lauschten sie, daß der Bauer die Entladung seines Kahnes hinausschob und der Knappe, wenn das Glöckchen läutete, mit ungewöhnlicher Eile aufschüttete, um nur schneller wieder zu vernehmen, was er noch nie gehört.

Ja, der hatte Erlebnisse gehabt wie wenige, und konnte erzählen, wie noch keiner in der Mühle!

Die Leute vergaßen darüber die Frage nach seiner Herkunft, und nur der Bauer sah ihn prüfend an und rang sich zu der Erkundigung durch, ob der Unbekannte aus der Spreewaldgegend stamme.

Kralik stellte sich, als dringe die Frage nicht an sein Ohr, und legte sich mit vermehrtem Eifer auf seinen Bericht. Als er von der Strandung eines Schiffes erzählte und die Rettung der Mannschaft geschildert hatte, wußte er geschickt zur Gegenwart und zum augenblicklichen Aufenthalt abzuschwenken.

Beim vielen Reden, meinte er, vergehe der Tag, und die Arbeit bleibe liegen.

Er mußte die andern drängen, ihn zu lassen. Wie morgens am Friedhof, so griff er jetzt hier zu. Der

Bauer, er wollte oder nicht, wurde in den Kahn geleitet und reichte Kralik Sack um Sack auf den Rücken. Und der freiwillige Helfer schleppte die Lasten in die Mühle.

Die Müllerin war bereits entschlossen, ihm zur Belohnung Speise und Trank anzubieten, und Dorothea lächelte ihm zu — wie im Beifall für seine Leistungen, doch auch, uneingestanden, dem starken, furchtlosen Kämpfer mit wechselvollen Schicksalen.



V.

„He! Wo fahrt Ihr hin?“ fragte Kralik den Bauer beim Abschied, nachdem er den Dank für die Hilfe gehört hatte.

„Nach Lehde zu meinem Bruder. Da ist Krankheit im Hause und man muß wegen der Erbschaft reden.“

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Ich habe Euch geholfen, nun tut auch mir einen Gefallen. Ich bin auf geborgtem Gute hergefahren; nehmt den alten Kahn mit und schickt ihn, wenn Ihr nicht selber bis an das Ziel kommt, mit Gelegenheit nach Lübbenau an den Anlegeplatz weiter.“

Der Bauer sah den Auftraggeber zwar erstaunt an, doch im Gedenken an den angenommenen Liebesdienst wagte er nicht zu widersprechen. So band er nach einigem Gebrummel Kraliks Fahrzeug an den eigenen Kahn und ruderte davon.

Die Bewohner der Mühle ließen ihre Augen zueinander und zu Kralik gehen; der aber stand stumm, bis sein Helfer verschwunden war, vergnügte sich einige Augenblicke am Ruf einer Amsel, der laut durch die Abendstille drang, und suchte ihn nachzuahmen.

Endlich streckte er den Arm über das leere Wasser:

„Ja, die Füchse haben Löcher, und die Vögel haben Nester — und da wird wohl auch für diesen vergessenen Wandersmann ein Fleckchen sein, wo er sich niederlegen kann zum Schlafe."

Frau Pank fragte, ob er in der Mühle übernachten wolle.

„Aus dem Mehl wird schnell Brot gebacken!" antwortete Kralik. „Das heißt, ich bleibe da und nehme die Einladung an. Nur sollte es am besten nicht nur eine Nacht sein, sondern mehrere. Ist nicht Arbeit da für so einen?" Und er zeigte wieder seine Arme.

„Arbeit genug! Nur muß sie auch einer verstehen!"

„Das lernt sich, und unsereins kann mehr als Brot backen und essen. Also versuchen wir's miteinander!"

Die Frau ging nach kurzem Überlegen auf seine Art ein: „Gut, versuchen wir's! Zuerst mit einer Arbeit, die Euch jetzt wohl die beste und wichtigste sein wird, Ihr eßt mit uns. Schlafen könnt Ihr in der Mühle bei unserm Juro, und morgen wollen wir weitersehen!"

Juro, der Bruder Dorotheas, prüfte mehrmals das Gesicht des Fremden, der ihm so rasch auch zum Kameraden in Ruhe und Arbeit werden sollte, und nickte ihm zu.

„Wir werden uns vertragen. Nicht, Juro?"

„Warum nicht?"

„Und wir auch?" Kralik streckte den Frauen die Hände entgegen.

„Wer bei mir arbeitet, kommt nicht um. Aber arbeiten muß er!" sagte die Müllerin.

„So besteht für unsereins keine Gefahr!" — —

Es war die geschmeidige Anpassung eines starken, liebenden Mannes an die Eigenschaften des Weibes, mit der hier alsbald ein Heimatsucher das ersehnte Gebiet der Betätigung innehatte.

Wortkarg, wie er vorher nicht gewesen war, saß er am Abend dann am Tisch, und er verriet wieder nicht viel mehr als seine Herkunft aus dem Spreewald.

Am Morgen aber war er das erste Leben im Hause, und das blieb er. Das erste und das letzte. Er suchte überall Gelegenheit, zu ordnen und zu fördern, griff früh und spät zu, erfaßte offenen Auges die Eigentümlichkeiten des Mühlenbetriebes und war in kurzer Zeit in Haus und Hof, auf Ackerland, Wiese und Wasser die treibende Kraft.

Nun die starken Hände verfügbar waren, drängte sich der Müllerin auch die Notwendigkeit und Nützlichkeit so manchen Tuns auf, an das man vorher zwar auch gedacht hatte, aber doch nur flüchtig, da man das

Werk nicht selber hätte vollbringen können: Verbesserungen am Uferbau, Auswechslungen am Mühlwehr und anderes.

So vergingen Wochen, und Kralik sah immer noch gute Möglichkeit, sich nützlich zu zeigen.

In der Müllerin Sinnen hing endlich der Gedanke fest wie Kletten, den regsamen Menschen zu behalten, bis er selber sein Bündel schnüre. Ja, es spannen sich stärkere Fäden der Sympathie zu ihm hinüber als zu einem bloßen zufälligen Helfer in der Wirtschaft, und so hörte er sogar aus ihrem Munde Mahnungen, des Guten in seinem Schaffen nicht zu viel zu tun. Solche Mahnungen erregten seine lebhafte Einbildung noch mehr. Wenn er wollte, — die sollte er nicht ganz besiegen? O, er wollte jede Minute nützen, ihrem Herzen näherzukommen, wollte ihr offen seine Gefühle bekunden und ihr gerade heraus gestehen, wie die Neigung für sie fortwährend in ihm gewachsen sei und die Herrschaft über andere, flüchtigere Regungen gewonnen habe. Zu sich ziehen wollte er sie mit des heißen Wortes und des gestählten Körpers Kraft, und wenn sie ihn erhörte, wollte er für sie und ihr Besitztum kämpfen allezeit. Mit Behagen stellte er sich vor, wie sie ihm, dem hergelaufenen Abenteurer, vielleicht eines Tages danken würde für seine Fürsorge.

Nur ein bißchen Freiheit wollte er haben; das wollte er sich nehmen, heimlich, in stillen Stunden. Da wollte er hinausschleichen in den Wald, das Gewehr im Arm, wie früher. Wenn ihn erst verwandtschaftliche Bande an die Mühlenbesitzerin knüpften, wer würde dann einen Verdacht auf ihn zu werfen wagen?

Der krankhafte Trieb des Wilderers packte ihn, wie der Frühlingssturm die schwanke Erle am Fluß, ließ ihn nicht los und flößte ihm zitterndes Verlangen ein.

Nur ein Wille war noch in ihm: ein Recht zu erringen durch Bande des Blutes, auf diesem Erdenfleck zu bleiben, um auf grüner Heid' nach verbotenen Früchten zu haschen.



VI.

Im Kamin brannte ein großer Holzkloß und leuchtete den drei Spinnerinnen. Zwei Freundinnen Dorotheas hatten sich eingefunden, drehten mit Dorothea eifrig die Rädchen und spannen zugleich die Fäden der Erzählung, der Kralik um so lieber folgte, als sie ihm neben mancher alten Kunde auch neues Wissen von Land und Leuten brachte. Es waren Berichte, so recht zum Aneinanderrücken der Hörer und Erzähler geschaffen, und sogar auf der Bank neben der Tür drängten sich die Begleiter der Mädchen und Juro dichter zusammen. Kralik aber, im Halbdunkel neben dem Kamin, sagte der Müllerin heimliche Worte: Sie und er, — sie würden sich entweder für das Leben angehören oder er werde alsbald wieder hinausziehen in die Unsicherheit oder in die Wildnis, um zu verderben und zu sterben vielleicht.

Die Müllerin suchte Kralik abzuweisen: ihr vieljähriges eigenes Regiment in der Mühle sei gesegnet gewesen.

Vergebens!

Er ließ nicht locker: nicht nur Müller wolle er sein,

sondern ihr Beistand und fürsorglicher Beschützer in gesunden und in kranken Tagen.

Und die Müllerin fühlte endlich, wie sich beider Gedanken näherten.

Auch daß rasch für Kralik eingenommen wurde, wer gelegentlich in der Mühle Einkehr hielt, nützte dem Manne.

So heut wieder!

Mädchen und Burschen standen unter dem Eindruck verkörperter Lebenskraft; sogar die Stillen und Frostigen tauten auf und wurden heiter und gesprächig. Und natürlich suchte man ihn, der von seinen Weltwanderungen mancherlei verriet, nicht nur mit alten Gesängen zu unterhalten, sondern auch mit Berichten über Kämpfe von Mensch und Tier im Spreewald.

Da waren unter den jungen Gästen Kito Quietz und Anna Donow, Bekannte und Genossen in Freud und Leid von Kindheit an. Die hatten einmal bis spät in die Nacht, wie die Übung in ihrer Gegend war, auf junger Saat und beim Kartoffelacker Feuer zu unterhalten gehabt, um Wildschweine und Hirsche zu verscheuchen. Und da war ihrem kindlichen Gemüt etwas widerfahren, wovon sie schon oft unter dem Staunen der Spinnerinnen erzählt hatten. Auch heut konnte Anna nicht davon schweigen. Sie stieß Kito an, fragte ihn, und erwartete doch zugleich

das Ja ihrer Freundinnen: „Weißt du noch — beim Nachtfeuerchen?"

„Ja, so etwas vergißt man nicht!"

Und die Augen leuchteten in seiner Erinnerung, zu den Helden des merkwürdigen Ereignisses zu gehören.

„Erzähle nur, Anna!" forderte die Müllerin.

„Das ist so gewest: wir sind, ich und der Kito, mit so einem Eimerchen voll Glut aufs Feld gegangen und haben draußen Holz zugelegt zum Feuer. Die Nacht ist sehr finster gewest und kalt dazu, und da sind wir beide eng zusammengerückt und sind auch müde geworden. Nur hat uns manchmal ein Geheul aufgeschreckt, und ich habe gemeint: wenn nur keine Wölfe kämen! Ach, sagte Kito, die bleiben vor dem Feuer stehen, hat mir Vater oftmals erzählt. So in dem Gerede müssen wir aber doch ein bißchen eingeduselt sein, denn wie ich die Augen aufmache, ist das Feuer verloschen und gerade vor uns sehe ich ein paar Hirsche laufen. Und wie ich noch halb im Traume bin, stoße ich den Kito an: Kito, Kito, das Feuer ist aus und die Hirsche sind da; aber da drüben am Walde brennt ein anderes Feuer. Wir wollen hin und uns ein paar Fünkchen holen! — Ja, ja, spricht Kito, und ist auch noch ganz im Schlafe. Und so laufen wir über die Felder zum Walde. Wie wir aber nahe sind beim Feuer —

was geschieht? Auf einmal fliegen drei Lerchen kerzengerade daraus empor und steigen in die Luft und fangen an zu singen, daß wir ganz erschrocken sind und uns die Hände gereicht haben. Und wie wir wieder recht zu Verstande kommen, ist das Feuer am Walde verschwunden und die Vögel haben schon überall gesungen. Da sind wir ganz mäuschenstille heimgegangen und haben gar nicht geredet, und da hat Mutter sehr viel Angst gehabt und hat gesagt: nur gut, daß ihr kein böses Wort geäußert habt, denn sonst wärt ihr vielleicht gar Kinder des Todes gewest! Ihr habt ein großes, großes Geheimnis gesehen. — Ja, so hat Mutter vielmals gesagt!"

Kralik war mit den andern Hörern eine Weile still, und kicherte endlich: „Ja, wer jung ist, hat öfter solchen Spuk!"

„Wieso denn?"

Er meine eben, fuhr Kralik fort, die Kinder seien müde geworden und eingeschlafen, und als sie erwachten, sei die Sonne am Walde emporgestiegen und die Lerchen hätten ihr Morgenlied gesungen. — —

Aber mit der Deutung kam Kralik schön an! Kito und Anna hielten ohne Wanken zusammen: Spuk! Spuk! Und da kein Widerspruch laut wurde, hüllte sich Kralik in Schweigen.

„Früher," setzte Kito die Berichte fort, „ist manches geschehen, was man jetzt nicht mehr sieht. Wie noch viel Wölfe gewest sind im Walde und sich an die Pferde auf der Weide herangemacht haben, da sind die Pferde immer in einen Kreis zusammengerückt, die Köpfe dicht beieinander. Und sobald der Wolf dicht hinten ist: klatsch, haben sie ausgeschlagen und dem Raubtier alle Knochen im Leibe zerbrochen. Jetzt haben wir nicht mehr so viel von der Sorte Raubtier, aber Schlangen noch genug, und von Wild Hirsche und Rehe und Hasen die Masse."

Kralik ließ plötzlich die Müllerin los und wandte sich an den Erzähler:

„So? Sind noch viel Hirsche da?"

„Mehr als zuviel! Wo man hinhört, fressen sie die Saat ab und scharren die Kartoffeln aus der Erde. Man möchte mit Keulen dreinschlagen."

„Damit wird nicht viel zu treffen sein! Es möchten schon ein paar Hanftelchen Pulver und Blei sein."

„Wenn man jagen dürfte! Es müßte einer sein, wie der wilde Jäger, der immer träfe: piffke, paffke — piffke, paffke! Und keine Seele müßte ihn erwischen!"

Eines der Mädchen schrie auf: „Nur nicht heut, daß wir ihn nicht etwa treffen, wenn er durch die Luft fuhrwerkt!"

Ihre Genossin schüttelte sich: „Hör auf! Sei still!“

Da lachte Dorothea laut auf: „Habt ihr ihn schon gesehen? Ich — —“ begann sie. Ein weiteres Wort verstand man nicht, denn in ihre Töne mischten sich die Kraliks. Nun lachten sie miteinander so verständnisinnig und brachen nach kurzen Pausen wiederholt so plötzlich in den gleichen Jubel aus, daß die Zuhörerschaft verwundert nach dem Grunde suchte, ohne doch eine offenkundige Spur zu finden.

Auch die Müllerin grübelte über die Bedeutung des merkwürdigen Einverständnisses vergebens, das ihr doch wieder geheime, wenn auch unschuldige Beziehungen der beiden zu verraten schien.

Er blieb ein Rätsel, dieser Kralik!

Man mußte ihn mehr zu ergründen suchen, um Ruhe zu gewinnen gegen ihn oder auch vor und mit ihm. Und Dorothea mußte gleich heut noch vor Heimlichkeiten mit ihm gewarnt werden, falls die Freundinnen nicht bei ihr nächtigen und der Müllerin so die Gelegenheit nehmen würden, ihre Verwandte allein zu sprechen.

Als die Mitternacht heranrückte und die Scheidestunde schlug, lehnten die Besucherinnen nach kurzem Schwanken ab, dazubleiben. Machten sich doch die Burschen über Angst vor dem wilden Jäger und anderem Spuk lustig!

Trotz der Finsternis begann man die Schlittschuhe anzuschnallen, um heimwärts zu gleiten. Auch der Müllerin Warnung, das Eis trage vielleicht bei der feuchten Witterung nicht genügend, war erfolglos geblieben.

Um den Mädchen Mut einzuflößen, stimmten sie beim Abschied ein fröhliches Lied an:

„Komm, Mädchen, ich setze dich auf mein Pferd,
Auf meinen Goldfuchs, den Goldfuchs wert!

Und wird uns müde das Rösselein,
So setz ich ins Hanffeld dich hinein."

„Aber wo wird meine Speise sein,
Sitz ich im blühenden Hanf allein?"

„Ein herrlicher Weizen steht dicht dabei,
Drauß jedes Körnlein das deine sei!"

„Aber wo wird mein Getränke sein,
Sitz ich im blühenden Hanf allein?"

„Auch ein herrliches Brünnlein ist nicht weit,
Das quillt meiner Liebe in aller Zeit!"

Singend trat man vor das Haus und schritt weiter in die Nacht. Ein kurzer fröhlicher Abschied der Gäste, die Burschen packten die Mädchen am Arm, und alsbald sah man sie über das Eis fliegen, dem Heimatdorfe zu.

Schweigsam gingen die drei Leute zur Mühle zurück.

Kralik hatte sich schon auf sein Lager gestreckt, da

stand die Müllerin vor Dorotheas Bett und forschte: „Deinetwegen möchte ich erfahren, was du von seinen Plänen weißt. Sei vernünftig und rede, ehe es zu spät ist!"

„Pläne — was für Pläne?"

„Das mußt du selber wissen!"

Dorothea sah unschlüssig auf und fragte: „Du meinst, ich sei verliebt in ihn?"

„Und wenn ich so dächte! Klarheit will ich haben, deinet- und meinetwegen!"

Da zog Dorothea die Müllerin zu sich nieder: „Sei beruhigt! Ich mag ihn zwar gern leiden, doch von einer Liebschaft besteht nichts zwischen uns!"

Frau Pank sah dem Mädchen prüfend ins Gesicht.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „wenn man euch beobachtet, möchte man bestimmt auf Heimlichkeiten zwischen euch schließen!"

„Und ich wiederhole: ich bin dir kein Hindernis und kann aus dem Spiele bleiben bei all euren Plänen!"

„Was meinst du jetzt damit?"

„Ich wiederhole nur: es ist nichts zwischen uns vorgefallen, wovor du halten müßtest auf dem Wege zu ihm!"

Da suchte die Müllerin ihr Lager auf, und Dorothea lag noch lange wach.

Oft, am Tage und in der Nacht, fragte sich das

Mädchen im Staunen über sich selber, wie jene Sehnsucht in ihr hatte erweckt werden können, unter deren Bann sie stand. Jenes Bedürfnis, im Tageslicht oder noch lieber unter dem Sternenhimmel auf versteckten Pfaden durch das Dickicht zu dringen, die Fährten des Wildes aufzuspüren und zu verfolgen, oder am Rande des Waldes dem Auftauchen des stolzen Hirsches oder des Rehes zu lauschen und erregt eines Schusses aus Kraliks Gewehr zu harren.



VII.

Einige Wochen später fiel das entscheidende Wort zwischen Kralik und der Müllerin.

Es war, als ob beide Menschen in der gleichen Sekunde den Mut des Eroberers kundtun wollten: ein Schritt, noch einer, — ihr Atem berührte sich und vier Arme faßten zu und hielten fest, was sie erreichten.

Zwei Menschen bekräftigten ihre Absicht, zeitlebens zueinander zu halten, bis zum Tode eins zu sein.

In einer Ecke des Stübchens saß Dorothea und weinte kurze Zeit still in sich hinein, denn die Müllerin hatte des Mädchens Gefühle an dem Spinnabend doch erkannt: in Dorotheas Herz waren die Flammen der Leidenschaft nicht nur für den tollkühnen Jäger Kralik, sondern auch für den vielerfahrenen Mann jäh emporgelodert. Und doch war Dorothea, als die Müllerin nach ihren Gefühlen fragte, sofort entschlossen gewesen, Kralik und der Frau freie Bahn zu geben.

Über Nacht reifte die Selbständigkeit des Mädchens. Wenn Kralik künftig in des Waldes Dunkel stets ohne ihre Gesellschaft war, so wollte Dorothea ihrem Ver-

gnügen allein nachgehen. Ja, ihr wurde warm angesichts der Möglichkeit, den wilden Jäger selber zu verkörpern, gelegentlich den Gefahren allein zu trotzen und darum auch jegliche Freude allein ernten zu können. Das weiche Mädchen wich dem selbständigen Weibe. Und als Kralik im folgenden Sommer die Müllerin sein Weib nannte, da konnte, während er im traulichen Zimmer saß, Dorothea zu gleicher Zeit draußen in Abenteuererlust schwelgen, den Tieren des Waldes lauschen und sich vorstellen, selber mit dem Gewehr dahinzuschreiten.

Das Glück erneuter Liebe und eine gewisse Demut vor der Gunst des Schicksals, die seine alten Sünden auch bei der Vereinigung mit der Müllerin nicht an das Tageslicht gebracht hatte, beeinflußte Kralik einige Zeit zu seinen Gunsten. Packten ihn einmal doch die Freuden des Wilderers, so mochte er nicht einen Mitwisser haben. Ohne Dorotheas Kenntnis schweifte er, als ihm eine Tochter geboren war und in der Mühle neues Leben erblühte, durch das Labyrinth von Wasser und Land.

Solche Gänge waren und blieben ihm Quellen der Kraft.

Erst nach Jahren brach das ganze Feuer der Leidenschaft wieder durch die Asche. Das Bedürfnis kehrte wieder, von den Triumphen zu reden. Nun vernahm Do-

rothea abermals sein Bekenntnis: was im Walde wächst, wächst uns! Des Waldes Lust, unsere Lust!

Und da die Müllerin im Glück des Hauses aufging, hatte er freie Bahn und war vor ihren Nachforschungen sicher.

Die Jäger hörten von nun an öfter Schüsse knallen, sahen auch Spuren der Tätigkeit eines Wilderers und suchten zornig den Schuldigen.

Vergebens!

In mancher Bauernhütte versteckte man den Schützen, um sich nicht seiner Rache auszusetzen.

Geheimnisvoll raunte man sich von seinen Taten und Eigenschaften zu und die Phantasie umkleidete ihn mit Wunderkräften: die Kugeln prallten von seinem Körper ab, und werde er verfolgt, so werfe er sich stundenlang in die Flut und atme tief drunten durch ein Stückchen über den Wasserspiegel hinausreichenden Rohres.

Die Gestalt des wilden Jägers nahm im Laufe der Jahre im Bewußtsein so manches Vertrauten im Volk langsam Kraliks Wesen und Züge an, und er gewann zum Ruhm der Unbesiegbarkeit die Verehrung des Helfers und Märtyrers.

Es war wie eine Verschwörung in den Blockhäusern, sobald die Spuren des Wildschützen verfolgt wurden.

Kein aufklärendes Wort kam über die Lippen der Wissenden, auch wenn sie gefragt wurden. Nur sie, in deren Hütten der Flüchtling einmal genächtigt hatte, verstanden sich und flüsterten von seinem Tun.

So wenig der sagenhafte König der Wenden von den Augen eines Deutschen gesehen wird, so aussichtslos schien es endlich den Verfolgern, des unbekannten Schützen und Schlingenstellers habhaft zu werden.

Triumphe in der Verborgenheit waren es, die Kralik feierte; ein Jahrzehnt verging darüber — sein Ruhm stieg, die Verehrung in den Hütten wuchs und seine Tollkühnheit fanatisierte auch ruhige Leute.

Abermals waren Jahre vergangen, da, wie die Stille nach einem plötzlichen Gewitterschlag, verbreitete sich ein Lauern und Horchen und Schweigen ringsumher.

Und dann tuschelte einer dem andern zu: in einer der letzten Nächte haben Häscher um die Mühle gestanden, um zu sehen, ob nicht im Morgengrauen jemand heimkehre. Als derweile im Walde ein Schuß fiel, habe einer der Förster an das Fenster der Mühle geklopft. Und wer sei wie das Wetter herausgefahren? Der Müller Kralik. „Wer ist da? Was wollt Ihr?" habe er gerufen.

Ach, habe der Förster überrascht geantwortet, er sei

zufällig vorübergegangen und habe gemeint, eine verdächtige Gestalt husche in das Mühlgehöft.

„Sie soll mir kommen, die Gestalt! Ich will mit ihr fertig werden!“ Damit sei das Fenster wieder zugeflogen und verblüfft seien die Beobachtungsposten davongegangen.

Weniger als früher dachten sie hinfort daran, Schuld und Sühne in der Mühle zu suchen.



VIII.

In der Mühle blickte wieder eine jungfräuliche Gestalt neugierig und verlangend in die Welt, wie damals, als Kralik hier Dorothea begrüßt hatte.

Marja, seine und der Müllerin Tochter, sah zum siebzehnten Male den Lenz kommen.

Wetterwendische Launen der Jahreszeit hatten in diesem letzten Winter die Fließe monatelang mit dünnem Eis bedeckt, das den Fuß des Menschen nicht trug und doch dem Kahn den Durchgang verwehrte.

An solche Tage völliger Abgeschlossenheit mochte sich das junge Blut schwer gewöhnen.

Zwar glich Marja in ihren weichen Zügen der früheren Dorothea, doch des Vaters Drang in die Weite gärte auch in ihr.

Sie kannte nicht Furcht und kein Zurückschrecken vor dem Ungewöhnlichen, und da ihr Verlangen, Neues zu sehen, in Dorothea lebhaften Widerhall fand, so entwickelte sich eine treue Kameradschaft.

Dorothea hatte vor Jahren nach vereinzelter kühner Durchforschung der Spreewaldwildnis die Stimme schwärme-

rischer Liebe für den Wald und seine Kreatur gewaltsam gedämpft, da sie Kralik auf verdächtigen Wegen in die Hände gelaufen war.

Nun war ihr in Marja ein Kamerad herangewachsen, so unternehmungslustig wie alle Jugend, und so wissensdurstig, unbesorgt und phantastisch angelegt zugleich, wie es wohl der junge Kralik gewesen war.

Wie schwelgte das junge Blut draußen in den Heimlichkeiten der Natur! Wie mußte Dorothea berichten und führen!

Wie konnte Marja fragen und drängen bis zur Besiegung jeden Widerstandes: mit Bitten und Schmeicheln, mit Jubel und Tränen.

Leuchtender und wärmer wurden die Tage.

Der Chor der Nachtigallen lockte mit den schmelzendsten Liedern; Land und Wasser begannen sich mit Blumen zu schmücken; bald standen Schilf und Binsen wie grüne Wände zu Seiten der Fließe, und die Erlen wölbten ihr grünes Dach über die spiegelnde Flut. Zu solchen Zeiten ruderte Marja gern in Gesellschaft, doch auch einsam hinaus in das Wirrsal der Flußadern.

Sie freute sich, nach langen, ziellosen Fahrten den rechten Weg heimwärts zu finden, atmete die Schönheit des Spreewaldlenzes mit dem Wohlbehagen allen Wachsens

und Blühens und schickte im Gefühl wohliger Kraft ihre Lieder schmetternd in die Welt. Ihr schien sogar, die gefiederten Sänger folgten neugierig dieser Stimme und ließen den eigenen Jubel um so lauter hören.

Was Marja in der Spinnstube, in Feld und Haus gehört hatte, vertraute sie den Wellen des Sonnenlichtes an.

Die Lieder wurden ihre Begleiter, bei denen sie sich wohlfühlte wie in menschlicher Gesellschaft.

Weiter und weiter wagte sie sich durch unbekannte Einsamkeiten, und mitunter lauschten auch menschliche Ohren dem Jubel des Mädchens: ein Holzschläger ließ die Axt sinken, ein Förster horchte, eine Sichel stand vor den Halmen still, oder ein dengelnder Bauer begann den Takt zum Gesang zu schlagen. —

Als der Herbst dem Lande viel bunte Bäume schenkte, da geschah zweimal das gleiche Wunder: Marja sang, und nicht nur das Echo des Waldes antwortete, sondern eine tiefe, markige, männliche Stimme griff ein und ließ eine Strophe oder eine Zeile des von Marja begonnenen Liedes schon hören, ehe die Sängerin noch dahin gelangt war. Und so schwieg sie zu der merkwürdigen Fortsetzung einen Augenblick, lauschte mit viel Freude und schmiegte sich gar dem fremden, unbekannten Sänger an.



Bittrich, Spreewaldgeschichten. II. Bd. 40

Fröhlichkeit und Ernst glitten auf der Töne Wellen durch den Frieden des Waldes und fesselten nicht nur das Gehör der beiden Menschen, sondern drangen tiefer und hielten die Herzen gefangen. Das Verlangen lebte auf, den Mitsänger zu kennen. Und doch siegte von Zeit zu Zeit wieder das Gefühl, ein reizendes Geheimnis werde damit für immer gestört sein. Hörte sie des Sängers Stimme näherkommen, so floh Marja mit Windeseile, und sie freute sich wie ein Kind der Neckerei. Traurig war sie jedoch ein andermal, als sie vergebens jubelte und lockte, und nichts als der Widerhall der eigenen Stimme zu ihr kam.

In der Mühle wunderte man sich wohl über die reiche Zahl ihrer Ausflüge. Ihr glückliches Temperament, das eines lebenssprühenden Schmeichelkätzchens, befähigte sie zur raschen Zerstreuung aller Bedenken: „Ich muß singen, singen, singen! Euch verschallen die Ohren, wenn ihr soviel Geschrei hören müßt!“ Dann gab sie eine laute Probe ihrer Kunst, bei der die Fenster des alten Mühlgebäudes zitterten.

Suchte ihr eine Hand scherzend den Mund zu schließen, so schmiegte sich Marja weich und warm an den Urheber der Kritik, bis dieser sie lachend gewähren ließ: „Lauf nur, lauf, du Irrwisch du!“

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen.

Weit draußen war es, da sang sie wieder einmal:

Herr Konrad war ein müder Mann,
Er band sein Roß am Wirtshaus an!

und erwartete die Entgegnung aus der Ferne, die in der Form der Frage anlangte:

„Nun sage mir, mein Mägdelein,
Was mag im Winter grüne sein,
So wunderwundergrüne?"

Da antwortete Marja:

„Die Tanne auf dem Hügel dort,
Die grünt im Winter immerfort,
So wunderwundergrüne?"

Und die ferne Stimme forschte weiter:

„Nun sage mir, mein Mägdelein,
Was leichter mag als Federn sein,
Als Federn von dem Vogel!"

Alsbald antwortete Marja:

„Wenn wir zusammenkommen hier,
Das ist viel leichter Dir und mir,
Als Federn von dem Vogel!"

Abermals kam die Frage:

„Nun sage mir, mein Mägdelein,
Was ist wohl schwerer als ein Stein,
Als wie ein Mühlstein groß!"

Und Marja gestand mit dem Liede:

„Wenn voneinander scheiden wir,
Das ist viel schwerer Dir und mir,
Als wie ein Mühlstein groß!"

Sanft verfloß der letzte Ton im Meer des Lichts, und Marja lauschte, ob der Fremde ihr weitere Kunde schicke.

Sie harrte vergebens. Der Gedanke kam ihr, einen neuen Gruß abzusenden, doch sie meinte auch schon zu viel gesagt zu haben.

Der Sänger würde nicht für immer verstummt sein, sondern sich zu späterer Zeit neuerdings herauslocken lassen.

Sie blickte weit umher und konnte kein menschliches Wesen entdecken. So ließ sie sich in den Kahn nieder, bettete sich auf das duftende Heu und träumte von vergangenen und kommenden Tagen, beobachtete den Zug der weißen Wölkchen, sah fern am Horizont eine Rauchsäule im goldenen Licht zerfließen und meinte, die Glocke in der Ferne läuten zu hören, und Pischpolniza, die Mittagsgöttin, feierlich durch die Fluren schreiten zu sehen, den Kornblumenkranz auf dem Haupt und die blinkende Sichel vor dem wallenden Gewand, mit der sie des schläfrigen Feldarbeiters Haupt trifft.

Kam die Mittagsfrau nicht leise, wie in langsamem, vorsichtigem Fluge, auf Marja zu? Wollte sie auch hier

nach ihrer gefürchteten Art Frage auf Frage an den Menschen richten, bis er ermattete und den Todesstreich empfing?

Aus solchen Phantasien schreckte Marja auf. Hörte sie nicht wirklich das Plätschern eines Ruders und streifte nicht ein Kahn über raschelnde Wasserpflanzen?

Schnell richtete sie sich auf und blickte sich um.

Durch die Weltverlassenheit war ein Nachen herangeschwommen, den ein hagerer, blasser Mann lenkte.

Durchdringender als er hätte freilich wohl auch die Mittagsgöttin die Augen nicht auf Marja richten können. Als er sich bemerkt sah, schob sein Arm den Kahn mit wenigen Bewegungen neben Marjas Ruheplatz; er sagte einen kurzen Gruß und betrachtete das Mädchen fragend, als müsse sie zuerst reden. Marja hielt den Blick ruhig aus. Da beugte sich der Mann zu ihr und sang:

> Nun sage mir, mein Mägdelein,
> Was ist wohl schwerer als ein Stein — —?

Das war der Sänger? Marja wurde verwirrt und schlug die Augen nieder, und wie sie an der Stimme den Genossen eines Geheimnisses erkannt hatte, von dem sonst niemand wußte, so war er nun überzeugt: die da in der Herrlichkeit unerfahrener Jugend vor ihm stand, das war die Sängerin kecker und bedeutungsvoller Lieder.

Es ging wie ein Zittern durch den Körper des Mädchens unter seinen Blicken und dem Druck seiner Hand; er ließ sie nicht los, auch als sie sich von ihm wenden wollte; sie schlug die Augen auf, um ihn zu betrachten, und nun sprachen deutlich auch beider Blicke aus, was Wärme und Leidenschaft in Lied und Ton schon verraten, was sich die beiden Menschen im Fliehen und Suchen gesagt hatten.

In der erhabenen Schönheit der unberührten weiten Landschaft schlossen zwei Menschen, zum ersten Male Aug in Auge einander gegenübergestellt, den Bund des Vertrauens.

Nicht viel Worte lösten sich heut von den Lippen. Sie fielen einzeln wie große Tropfen des Mairegens, erquickten und belebten gleich ihnen und verhießen eine frohe Zukunft.

Zwei Tage sollten vergehen, dann wollte Albin — einen weiteren Namen kannte Marja nicht — wie bisher von seiner Ankunft am Walde den Lüften erzählen. Sie hatte ihm erzählt, auf dem Wege zur Waldmühle werde er sie wohl stets treffen.

In der Hoffnung auf wonniges Wiedersehen gab sich heimliche Liebe den Abschied.



IX.

Der Wald war lauter Herrlichkeit.

Unter glitzernder, gläserner Decke murmelte das Wasser, auf aller Erde lag eine blendende, weiche Hülle, und das zarte Geäst der Bäume, mit blinkenden Kristallen besät, zeichnete sich wie Filigranwerk am klarblauen Himmel ab. Schwaden des Lichts, das den Tag erleuchtet, wogten durch das spinnwebfeine Geäder und scheuchten sanft rieselnde Flöckchen des Schnees zur Erde. Das war, als erschauerten Äste und Zweiglein freudig unter dem Blick der Sonne.

Und wenn der Mond verträumten, freundlichen Angesichts auf die von der ewigen Sternenkuppel überwölbte Märchenlandschaft blickte, so schien das ganze weiße Land erst recht ein Reich des Friedens zu sein, und jeder nächtliche Glockenschlag war gedämpft, als käme er aus einer andern Welt leise und vorsichtig, das fremde Gebiet nicht zu erregen.

Doch weil das Wintermärchen von dieser Welt war, blieben auch die Schrecknisse nicht aus. Die weiche Decke der Fluren wurde knochenhart, und als der Himmel mehr-

fach neuen flaumigen Segen spendete, wuchs auch darüber stets ein steiniger Überzug. Wie Donner krachte das Eis auf den Seen, und der Wald begann sich nicht im Hauch des Frühlings zu regen, sondern verspürte im Winter ein zweites Erstarren und schreckte zusammen mit vieltausendstimmigem Stöhnen.

Durch das schneeige Land schritt die dürre, starre Gestalt des weißen Würgers. Das Wild lernte die Ohnmacht kennen, die Eispanzer der Erde zu entfernen; geängstigt und hungrig flüchtete es durch die Wälder und versuchte an neuen Stätten das Glück, setzte einen Teil der letzten Kräfte an den Rettungseifer, um noch matter weiterzuhasten und endlich blutend liegenzubleiben, des Wolfes oder des Fuchses Beute zu werden oder an warmen Stellen der Fließe einzubrechen, und unfähig zum Herausarbeiten, elend zu erfrieren.

Mancher wilde Schrei eines müden Opfers drang zur Mühle, und der Müller und seine Angehörigen horchten oft in die Nacht hinaus und vergegenwärtigten sich, wenn die Luft unter den Wehrufen erzitterte, das Drama im Walde.

Weniger um Beute zu erringen, als um dem Wilde einige Nahrung zugänglich zu machen, suchte Dorotheas Bruder, Juro, die Stätte der Lust und des Leides jetzt

öfter auf als jemals während der Anwesenheit seiner Schwester in der Mühle. Seit Dorothea davongegangen war, einem Manne für das Leben anzugehören, wanderte er selber gern in ruhigen Stunden durch den Wald. In einer Winternacht, da schwere Wolken am Himmel hingen, hörte er ein paar Schüsse fallen. Er erhob sich und schlich treppauf, treppab, hatte Verlangen nach einem Abenteuer wie ehemals seine Schwester, griff zum Gewehr, trat vor das Haus und blieb wieder unschlüssig stehen. Er vernahm Geräusch an einem Fenster und hörte leise seinen Namen rufen: „Juro, Juro!"

„Marja, du? Weshalb schläfst du nicht? Was willst du in der Nacht?"

„Was willst du jetzt tun, in der Stunde?"

„Hast du nichts gehört? Den Spitzbuben eins auf den Pelz brennen, das will ich!"

„Nein, du gehst nicht hinaus!"

„Das willst du mir befehlen?"

„Befehlen nicht! Bitten will ich dich! Gehe nicht hinüber, denn ich habe so schreckliche Ahnungen. Gehe heut nicht hinüber! Ich weiß, es gibt ein Unglück. Tu's ein anderes Mal und dann nicht allein!"

„Soll ich mit so einem Wilderer nicht fertig werden? Das wäre Spaß!"

„Ich habe Angst — tu's nicht!“

Er hatte selber zuerst Bedenken gehabt, den Gang anzutreten; der jetzige Widerstand aber und der Wunsch, der jungen Schwester Mut und Kraft zu zeigen, gab ihm Festigkeit.

„Scher dich auf dein Lager und schlaf, und sorge dich nicht. Morgen will ich dir zeigen, was ich geschossen habe!“ rief er ihr zu. Und damit schritt er davon.

„Juro, Juro!“ hörte er noch mehrfach hinter sich mit Schmeicheltönen locken.

Da trat er fest auf, den Ruf zu übertönen und innere Regungen zu betäuben, — Entschlossenheit zu zeigen, die man ihm rauben wollte.

Sein Mut wuchs, je mehr ihn die Gedanken an das notleidende und vielleicht einem Diebe zufallende Wild beseelten. Mit energischem Griff hielt die sichere Hand die Waffe, bereit, vor keiner Gefahr zu zittern.

In der alten Mühle jedoch hastete ein junges Blut angstvoll durch die Kammer und durch das Haus. Es hatte zu der vereinbarten Zeit den lauten Gruß des einen Menschen gehört, der ihr in jeder Woche des Meidens, zu bestimmter Stunde, ein Zeichen des Gedenkens durch die Lüfte schickte: einen lauten Vogelruf und einen dröhnenden Schuß.

Mit Bitten und Schluchzen hatte sie am Halse des Mannes gehangen: „Laß ab von dem Tun, das dir Verderben bringen wird! Wirf Pulver und Blei ins Wasser, wenn du mich lieb hast und mich den Eltern abverlangen willst! Du wirst gesehen und ergriffen werden; schießen wird man auf dich und wird dich töten! Gieb mir dein Wort, du läßt die Hände von dem gefährlichen Handwerk und tust nur noch deine Arbeit! Versprich mir das! Sag' ja! Deine Marja will das Wort hören!"

Er aber antwortete mit leidenschaftlichen Geständnissen seiner Treue bis in den Tod, schalt sie ein Närrchen ob ihrer Befürchtungen und sagte, sie dürfe nicht zu viel auf einmal verlangen. Später, im ruhigeren Leben an ihrer Seite, möge sie ihn halten; bis dahin müsse er seine eigenen Wege gehen.

Sie war traurig, so oft er ihr die Worte sagte, und schied mit Tränen; in ihrem Kämmerlein war ihr das draußen verurteilte Tun des Geliebten jedoch Mannesmut und Heldentat. Da zitterte sie für ihn und seinen Sieg, falls es ein Zusammentreffen mit Jägern gäbe, und harrte unruhig der nächsten Wiederholung des hallenden Grußes. Eines Zeichens tollkühnen und gefährlichen Lebens, doch eben des Lebens, der ihr mit den höchsten Glückseligkeiten winkenden Daseinsfreude. — —

Heut warf ein Strudel der Freude und der Angst Marja hin und her.

Wenn sich Juro und Albin draußen träfen! Wenn sie aneinandergerieten und im Kampf auf Leben und Tod die Kräfte maßen! Wenn einer fiele, — Dorotheas Bruder oder der Geliebte, an dessen Leben sie das eigene zu ketten gedachte für immer!

Die Hand auf das pochende Herz gepreßt, hielt sie ein paarmal vor dem Zimmer der Eltern. Sollte sie rufen oder würde man sie verlachen? Was sollte sie sagen, wenn sie den Vater anflehte?

Da hallte ein Schuß durch die Nacht.

Die ruhige Überlegung war von Marja genommen.

Schwer und hastig hämmerten ihre Knöchel gegen die Tür:

„Vater! Vater!"

„Marja? Was geht vor?"

„Rasch, rasch!"

Ein paar Augenblicke, und er stand vor ihr:

„Was ist geschehen?"

„Vater," — sie rannte schon nach der Waffe — „draußen geschieht ein Unglück!"

„Ein Unglück? Welches Unglück?"

„Du mußt hinaus zu Juro, du mußt ihn holen!"

„Wo denn?“

„Im Walde — er wird erschossen — oder — —“ Sie brach in Tränen aus und drängte nur immer: „Auf mich hört er ja nicht! Nur rasch, es wird zu spät!“

„Wer sagt dir, daß Juro in Gefahr ist?“

„Vater, um alles in der Welt, frage nicht mehr!“

„Wo soll ich ihn finden? Was soll ich tun?“

Dabei ging er schon dem Ausgange des Hauses zu, willens, Juro Hilfe zu bringen, ohne doch den bestimmten Weg zu erkennen.

„Ich gehe mit dir, Vater! Hindere mich nicht, damit nicht ein Mensch um sein Leben kommt! Ich will dir später alles aufklären!“

Er begriff nicht. Aber ihre Festigkeit trieb ihn zu alsbaldigem Handeln an. Ohne sich um sein weiteres Fragen und Wettern zu kümmern, lief sie ihm voraus. Juros Spuren im Schnee gaben ihr die Fährte, ihre Füße flogen wie die eines gehetzten Wildes und ihre Stimme lockte fortwährend zur Eile.

Sie liefen durch kleine Waldungen, suchten im Dunkel die Fährte und umkreisten einzelne unsichere Stellen mehrmals. Auch standen sie wiederholt still vor den nächtlichen Stimmen der Natur, brechenden Ästen und fliehendem Getier. Das Herz schlug Marja heftig in ihrem

Drang, Gewißheit zu erlangen, und zugleich in der Furcht, vor Entsetzliches geführt zu werden.

Immer wieder strebten beide Menschen zum Licht — zu den vorübergehend im Glanz des Mondes liegenden Wiesen. Die Schatten des Gewölks huschten oft darüber hin und ließen schwer erkennen, was Tod oder Leben war, was am Erdboden klebte oder an ihm kauerte, von Gefahr bedroht oder die Freiheit suchend.

Da plötzlich: das waren Schritte, — Schritte eines fliehenden oder verfolgenden Menschen — ein Wechsel von Unruhe und Schweigen. Hast und Lauern, Flucht und Abwarten, Angst und Vertrauen gaukelten die Wahrnehmungen einiger Sekunden dem von des Herzens Nöten gepeitschten Mädchen vor; sie las aus den Geräuschen gleich wie aus deutlicher Schrift und lautem Wort, horchte und drängte sich herzu. Sie packte den Vater am Arm und umkrallte ihn mit ungewohnter Festigkeit, wenn sich der Mann nicht ihren Bewegungen anpaßte, und am Rande eines weiten Feldes umklammerte sie ihn plötzlich, näherte ihr angstvolles Gesicht dem seinen und streckte die Hand aus.

Drüben an der Lichtung hockte eine Gestalt, unbeweglich.

Wer war sie?

Juro?

Und wenn er es war: harrte er des Wildes oder sah er dem Feinde entgegen?

Lag dieser Feind etwa schon an der Erde, und hatte er die beiden suchenden Menschen durch die Nacht irren hören?

Man strengte die Augen an und konnte doch nicht klug werden.

Ruhig warten, bis er sich verzog — oder aufschreien: hier sind Menschen?

Konnte nicht jedes Geräusch, jeder weitere Schritt den Schützen veranlassen, loszudrücken?

Wild durchtobten die Gedanken Kralik und Tochter.

Er suchte nur zu ergründen, ob Juro vor ihnen hockte. Marja aber glaubte bald ihn, bald Albin zu erkennen; die Erregung schüttelte sie und zeigte ihr Bilder des Entsetzens: zwei junge Leute und zwei Hände, deren Zucken den Tod entfesselte und auf den Gegner hetzte.

Marja suchte Halt an dem Beschützer, glitt aus und stürzte zu Boden.

Drüben eine flinke Bewegung — blitzschnelles Überlegen — siegen oder sterben — selber den Tod versenden oder ihn empfangen!

Nein: selber das letzte Mittel anwenden gegen sichtbare und unsichtbare Gefahr!

Ein Knall, und noch ein Knall aus anderer Richtung! Ein Aufspringen und ein Flüchten in das Dunkel! Und nochmals Schritte der Eile. Ein Rennen über die weite, weiße Fläche hinter dem Flüchtling her. Ein Niederducken und abermals ein Knall. Und schon hatte Kralik sein Gewehr angelegt, jeder Gefahr mit gleichen Mitteln zu begegnen.

Doch da durchzitterte ein gellender Schrei die Runde. Ein Ruck, und Marja hatte sich der nach ihr haschenden Faust des Vaters entwunden. In langen Sätzen strebte sie dem noch sichtbaren Schützen zu: „Juro! Juro!"

Seine Arme sanken nieder; er schnellte empor und sprang ihr entgegen, riß sie in den Schnee und deckte sie mit seinem Körper, während er den Ort der Gefahr ins Auge faßte. „Bleib' am Boden liegen oder du bist ein Kind des Todes!"

Nun war auch Kralik bei ihnen: „Juro? Juro — was hast du? Auf wen legst du an?"

„Vorsicht! Ich glaube, im Gehölz lauert noch jemand. Bleib' du bei Marja! Lieber rücke ich der Gefahr gleich auf den Leib, als daß uns auf dem Heimweg ein Überfall aus dem Hinterhalt überrascht."

„Nein, du bleibst hier! Ihr bleibt beieinander! Ich will weiter suchen!"

Er eilte an das Dickicht und hörte ein Geräusch wie von schweren Schritten. Auf einmal drang kein Laut mehr zu ihm herüber. Oder war da doch ein leises Stöhnen? Ein verhaltenes Wimmern?

Er wollte Sicherheit haben — für sich und seine Angehörigen. Er würde kürzeren Prozeß machen als Juro, der Ungeübtere; wenigstens wollte er die Gefahr von seinen Schützlingen nehmen.

So drang er furchtlos weiter voran, stand und lauschte und suchte in dem durch kahle Gipfel irrenden Mondlicht die Spuren des Flüchtlings zu erhaschen. Und da waren sie ja — kreuz und quer — und da — da war auch Blut! Noch ein paar Sätze auf raschelndes Erlengebüsch zu — da stieß sein Fuß auf ein weiches Hindernis, vor dem er augenblicklich wieder zurückbebte. Was hatte sich dort gelagert? Wer kauerte hier? Ein Feind? Und war er ein Feind — harrte er in der Vollkraft des Hasses und der Hinterlist? Oder war er nichts als ein verwundetes Geschöpf in aller Hilflosigkeit? Ein Opfer Juros, das ihn im Tode anklagen oder durch die Wunde wider ihn zeugen würde?

Sollte Kralik den Fremden, falls noch Leben vor-

handen war, als einen Todfeind umkommen lassen? Oder würde er selber im nächsten Moment dem Tode geweiht sein?

Grausige Augenblicke der Unsicherheit!

Noch ein kurzer Aufruhr aller Besinnung — und Kralik beugte sich nieder, erkannte eine menschliche Gestalt und sah die Arme wie schützend vor das Gesicht geschlagen. Keine Waffe drohte — die Gefahr war nicht groß — er wollte dem Menschen auch ins Auge blicken.

Mit festem Griff riß er die Hände zurück und sah in ein schmerzverzerrtes Gesicht, während eine Hand des stöhnenden Fremdlings zum Fuß niederglitt; da aber war der Schnee rotgefärbt.

Ohne Umstände zog Kralik sein Messer, das ihm Waffe im Fall des Angriffs sein konnte und zugleich die Wahrheit aufdecken sollte.

Mit wenigen Schnitten teilte er die Hülle des Fußes und legte die Wunde bloß. Da glaubte er dem Stöhnenden den Schmerz: der ganze Fuß war blutgefärbt.

Kralik verband ihn notdürftig und suchte den Verwundeten zu bewegen, langsam neben ihm herzugehen; doch sein Schützling konnte nur wenige Schritte tun, stützte sich gegen einen Baum und bat, ihn zu verlassen.

War der Verwundete ein Wildschütz und hatte er

Genossen? Würden die ihn heimholen und sich an Juro rächen? Oder konnte der Verwundete nicht von andern Leuten entdeckt und zum Reden gebracht werden? Und falls das geschah — konnte dann nicht mancherlei aufgedeckt werden, was in und bei der Mühle im Laufe der Jahre vorgegangen war?

Und dabei das Gesicht dieses Menschen, — dieses merkwürdige Antlitz, in dem der Müller neben dem Zeichen der Pein etwas sah, das er sich nicht zu erklären vermochte und das ihn doch verwirrte. Dieser rätselhaft fragende Blick! Dieses Staunen und Forschen in den Augen! Und das Beben der Stimme eines starken Mannes, — war das nur vom augenblicklichen Ungemach veranlaßt?

Nein — die Begegnung hatte für den Müller etwas Unheimliches; der schweigsame Mensch, dessen Blut da floß, sah ganz anders zu ihm auf, als zu einem zufällig des Weges kommenden Samariter.

Wer war er?

Das mußte festgestellt werden; eher wollte ihn der Müller nicht von sich lassen, um nicht die eigene Ruhe dahinzugeben.

Er strengte seinen Kopf an: hatte er das Gesicht früher bereits gesehen?

Doch wohl nicht!

Oder die Stimme gehört?

War nicht etwas ihm Bekanntes darin, wie in den Augen?

Die sahen ihn wieder an, als sprächen sie: verlaß mich und gib mir den Weg frei!

Wer nur wüßte, ob zur Rache oder zum ewigen Schweigen!

Die Überzeugung, er dürfe den Verwundeten keinesfalls verlassen, ohne sein Herkommen zu kennen, nahm von Kralik Besitz.

„Ich weiß nicht," sagte er, „was hier geschehen ist. Aber mit solchen Wunden bleibt man nicht in der Kälte draußenliegen. Bei mir im Hause ist Platz; es ist am Ende besser, ein anderer erfährt von euerm Zusammentreffen nichts!"

Kralik fügte die Einladung hinzu, sich ihm anzuvertrauen, mit seiner Hilfe und der seiner Angehörigen zu versuchen, die Mühle zu erreichen.

„Die Mühle?"

„Die Waldmühle! Sie liegt gar nicht weit, und Fremde kehren jetzt dort nicht ein. Selbst wenn sie kämen, gäbe es manch gutes Versteck!"

„In der Mühle — in der Waldmühle?"

„Ja, ich sagte schon!"

Starren Auges prüfte der Verwundete den Müller. Beide Hände schlug er vor das Gesicht. Der Müller wußte nicht, war das Schluchzen das Zeichen freudiger oder besonders peinlicher Überraschung?

Doch da der Fremde keinen Laut des Widerspruchs hören ließ, nahm er das sonderbare Verhalten für Zustimmung, wenn auch vielleicht erst nach innerem Widerstreben, und laut und dröhnend durchhallte des Müllers Stimme die hehre Stille: „Juro! Juro! Marja!"

Als habe dieser Laut allen seinen Gliedern Kraft gegeben, ihn aus Träumen zur Wirklichkeit gerufen, straffte sich bei den letzten Worten der Körper des Leidenden:

Marja? War das möglich: Marja?

Marja weilte in der Nähe?

Vor sie sollte er treten?

Die volle Energie des Lebens schien noch einmal in dem Körper zu wirken und jedes Gefühl des Leidens zu tilgen.

„Nichts davon! Nicht in die Mühle! Ich werde gehen, wenn auch langsam! Ich werde dahin gehen, wo ich zu Hause bin!"

Der Müller stellte ihm vor, er werde verbluten oder sich in der Kälte das Ende holen, und suchte ihn zu

halten; wie in der Verzweiflung, wie im Todeskampf, rang der andere mit ihm: „Ich will fort, ich muß fliehen! Nicht halten! Es ist besser für uns alle!"

Er vergaß alle Rücksicht gegen seinen Helfer und schlug um sich, riß sich los und humpelte einige Schritte davon; von Flucht war jedoch keine Rede, denn der Müller ging neben ihm her und lockte durch seine Rufe die Angehörigen.

Die Möglichkeit, unerkannt das Weite zu gewinnen, war dahin!

Juro und Marja kamen in der Angst gesprungen, der Vater sei gefährdet. Juro stürzte sich auf den Verwundeten und wurde vom Müller zurückgerissen.

Kaum hatte Kralik Zeit, in aller Hast zu bekunden, er sei nicht bedroht, so standen Marja und der Fremdling wie erstarrt. Wie in kurzer Prüfung einer unerhörten Begebenheit, die Unglaubliches zur Tat werden ließ, standen sie sich einander gegenüber. Ein einziger Schrei durchfuhr die Luft, in dem sich zwei Stimmen innig vermählten, und zwei Menschen umklammerten sich erregt und innig, als wollten sie nie mehr voneinander lassen. Und vor Unerklärlichem standen Kralik und Juro.

„Ich lasse dich nicht!" sagte das Mädchen. „Niemals! Ich ziehe mit dir oder du folgst uns, wenn du

dir nicht den Tod holen willst. Wir tragen dich, und du wirst dich darein schicken, wenn du dein Wort halten und mir treubleiben willst. Denn in dem Zustand ist hier draußen keine Rettung für dich! — — Vater, nimm ihn mit, er wird sich nicht weigern! Juro! —"

Nicht um Marjas willen allein, sondern um die Spuren des nächtlichen Kampfes und die Folgen vorerst nicht offenbar werden zu lassen, griffen die Männer zu und schleppten den Unbekannten, wie er sich zuerst auch sträubte, von dannen und ihrem Heim zu. Und hin und wieder fuhr heimlich eine weiche Hand über sein Gesicht, und derbe Fäuste packten diese Hand und führten Marjas Finger an die Lippen.



X.

Der Verwundete konnte sich nicht von seinem Lager in der Mühle erheben.

Kralik ließ seine Angehörigen so wenig wie möglich zu ihm treten; seit er die ältere Bekanntschaft Marjas mit dem Manne gemerkt hatte, saß er fast immer selber bei dem Kranken.

Aus Marja war nicht viel herauszulocken. Sie gab zu, ihn zu kennen, bestritt aber, daß ihr die paar Begegnungen zur Unehre gereichten. „Ich habe ihn allerdings wiederholt gesehen und kenne seinen Vornamen Albin. Auch hat er mir erzählt, er wohne in der Nähe Lübbenaus. Mehr weiß ich nicht.“ —

Nach einigen Wochen besserte sich der Zustand des Gastes nach des Müllers Berichten.

Nicht geringer aber wurde die Angst Marjas; wohl wuchs die Wahrscheinlichkeit, dem Geliebten bald öfter in seligen Augenblicken die Arme um den Hals legen und Zukunftspläne mit ihm schmieden zu können, doch sie verzweifelte an der Zustimmung der Eltern zu weiterer Annäherung.

Auch diese sahen der völligen Genesung des Gastes mit Bangen entgegen. Wenn der Fremdling ohne Aufklärung über sich davonging, so bedeutete er für die Leute der Mühle auch künftig den unheimlichen, unbekannten Kenner ihrer Verhältnisse, der Kralik Unbehagen verursachte. Auch wollten die Müllersleute über das Schicksal ihres Kindes Gewißheit haben. Sie glaubten Marja in unlösliche Verhältnisse verstrickt und wollten sie froh und frei sehen oder doch in guter Gemeinschaft.

Nach ernster Besprechung neigten Kralik und Frau eines Tages das Haupt wie in unheilschwangerer Nacht. Sie beabsichtigten, ehe der neue Morgen käme, das Herz des Fremden mit den letzten Mitteln der Beredsamkeit zu bestürmen. Er sollte furchtlos alle Wahrheit über sich sagen, wenn ihm der Gedanke an Marja heilig sei und ihre Zukunft ihm am Herzen liege wie ihren Eltern. Kralik sollte des Fremden Sinn zuerst zu erweichen suchen, und erst, falls er wieder ohne Erfolg redete, wollte die Müllerin das letzte tun und die Töne der besorgten Mutter anschlagen.

Die Mutter wollte dem Gepflegten vorstellen, wie er nur durch volles Vertrauen das endliche Glück Marjas ermöglichte.

Mit dessen Geschicken sich die Gedanken aller Be-

wohner der Mühle beschäftigten, — dieser Mensch grübelte inzwischen gleichfalls über die Wege des Schicksals.

Von Tag zu Tag war in ihm das Gefühl stärker geworden, undankbar zu sein, wenn er allen Fragen seines Pflegers und Wohltäters nach Herkommen und Stand auswich. Nützte er sich und Marja damit? Wenn sie bereit war, um seinetwillen Vater und Mutter zu verlassen, konnte ihm dann völlige Offenheit schaden? Durften die Eltern, falls die Tochter von ihnen ging, nicht wissen, wem sich ihr Kind zu eigen gegeben? Und da er in dem Kampf ums Dasein bisher blutwenig an Geld und Gut erobert hatte, sollte er nicht gerade um Marjas willen versuchen, ihren Frieden mit den Eltern zu erhalten? Sollte er mit Marja nicht ältere Hände ergreifen, wenn sie sich hilfreich entgegenstreckten? Und wiesen sie ihn zurück, den abenteuernden Gesellen, blieb ihm dann nicht doch das beste? Eine hielt ihm gewiß Treue; eine folgte ihm, des war er sicher; eine würde bei ihm sein, trotz fremder Anklage und Verachtung, in Not und Tod, wenn man sie nicht gern und freiwillig mit dem Manne ihrer Wahl ziehen ließ. Doch würde er ihr nicht solche standhafte Liebe erleichtern, je deutlicher Marja nun seinen guten Willen sah, für sie die Wege des Friedens zu wandeln?

So wogten Ebbe und Flut hoffnungsvoller und trüber

Gedanken zwischen den Müllersleuten und ihrem Gast hin und her, bis Kralik fest entschlossen war, dem rätselvollen, unbekannten Gebiet mit vollen Segeln zuzustreben.

Als die Nacht über die weißen Fluren schritt, saß Kralik dem Gast gegenüber am Fenster und sah durch die Finsternis bald zu ihm, bald zur Himmelsflur mit den silbernen Saaten.

„Ich muß noch ein Stündchen rauchen" — und er reichte seinem Gegenüber eine Handvoll Tabak zum Zeichen des Verlangens nach Gesellschaft.

Der Tabak glimmte, und der Rauch umnebelte wohlig die Sinne, da begann Kralik von den Kriegsereignissen in Heimat und Fremde zu erzählen. Von den Feinden, denen man nicht Kugeln, sondern die eisernen Zinken der Eggen in den Leib gejagt hatte. Von dem Kampf zwischen Sachsen und Schweden im Spreewald und dem übriggebliebenen schwedischen Offizier, der die Kriegskasse zu Wasser retten wollte, durch einen Fischer verraten wurde und den Tod im Wasser fand. Von Zilka, der viele Menschen erschlug und dem die ewige Seligkeit doch beschert gewesen wäre, hätte er nicht auch ein unschuldiges Kind in der Wiege umgebracht.

Und wie Kralik nicht nur erzählte, so hörte Albin nicht nur zu: in der Erregung näherten sich die Männer

und schlugen sich auf Knie und Schulter, — der eine angeregt von den Gewalten der Liebe, der andere unter dem belebenden Einfluß der Jugenderinnerungen, der Neugier und des Verlangens, Sicherheit zu erhalten über die Zukunft der Tochter und des Mannes, dem sie sich ausliefern wollte und dessen Schweigen Kralik als Macht fühlte.

Und der Müller begann zu reden von seinen frühesten Jahren, in denen er frei wie der Fisch im Wasser umhergetollt war, von Kinderliebe und von Kinderstreichen, von den Eltern und dem einsamen Hause, vom strengen Vater, der so hart strafte, und von der herzensguten Mutter, die nur immer gesagt hatte: du wirst noch einmal an mich denken, wenn es zu spät sein wird! Und er habe sich ihrer und ihres Wortes gar oft erinnert in den weiteren Jahren, und selbst in der Nacht sei plötzlich die Gestalt der Mutter wieder aufgetaucht: du wirst noch einmal an mich denken, wenn es zu spät sein wird!

Da hörte Albin ganz ruhig zu; Jahrzehnte fielen von ihm ab wie Staub, und auch er sah sein erstes Erdendasein ohne Hülle vor sich liegen.

„Es ist doch schön, daran zurückdenken zu können, selbst wenn der Vater so streng war! Ich habe keinen gesehen! Doch Mutter war sehr gut, und ich weiß noch

wie heut: einmal, da hat sie mich so abgeküßt und hat geweint und gesagt, Vater würde schon nochmals wiederkommen aus der Ferne. Und in der Nacht ist sie manchmal in der Stube hin und her gelaufen und hat den Kopf an das Fenster gehalten und immer ein Lied gesungen mit dem Schluß:

Wenn er doch käme
Und uns mitnähme!

Ich habe nicht gewußt, warum sie so jammerte. Auf einmal ist sie gestorben, und ich bin mit einem fremden Manne in ein anderes Dorf gefahren und Hirtenjunge geworden und nachher Knecht, und habe von meiner Heimat und von meinen Eltern nichts mehr gehört, als daß unser altes Budchen, in dem ich mit der Mutter gewohnt hatte, abgebrannt ist. Ein paar Jahre nachher habe ich noch einen schwarzen Balken da liegen sehen, — das war alles.

Und da bin ich manchmal wie nicht gescheit herumgelaufen, und am liebsten draußen auf dem Wasser, auf dem Felde oder im Walde gewesen. Der einzige Kamerad, den ich endlich gefunden habe und der wenigstens nichts verraten hat, ist mein Gewehr gewesen, und als immer vom wilden Jäger geredet worden ist, habe ich ihm, wo ich ging und stand, in seinem Geschäft geholfen und wie

er geknallt und geschossen. Mir ist gerade gewesen, als hätte ich den Befehl im Blute stecken. Ich habe mir gedacht, einen werden sie schon mal kriegen, die Förster aus Sachsen oder aus Preußen — den andern wilden Jäger oder unsereinen. Und wen sie greifen, der mag für den andern mitbüßen, — er oder ich! Im letzten Jahr freilich hab' ich mir auch eingebildet, doch noch ein richtiges Glück zu finden."

Kralik starrte durch die Finsternis den Erzähler an und hörte, auch als von dessen Munde kein Ton mehr kam, nur immer den Satz: „— — und ich habe von meiner Heimat und von meinen Eltern nichts mehr gehört, als daß unser altes Budchen abgebrannt ist." — Und dann den andern: „Im letzten Jahre freilich hab' ich mir eingebildet, doch noch ein richtiges Glück zu finden!"

Der Vater aus der Fremde nicht mehr heimgekehrt — die Mutter früh gestorben — das Budchen abgebrannt — —

Er grübelte und suchte das Gesicht des Erzählers, trotzdem es deutlich vor ihm stand, doch noch einmal recht zu erhaschen. Und obwohl er flüchtig an ungeheuerliche Möglichkeiten dachte und die Erregung siedendheiß durch den Körper gehen fühlte, wollte er doch die Unwahrheit seiner Schlüsse laut bestätigt hören.

„Und wo ist der Vater geblieben?“

„Im Kriege, wie ein paar andere Männer aus der Gegend.“

„Draußen — in der Fremde?“

„Gott weiß, bei Napoleon oder irgendwo! Er ist einer von den vielen Kraliks im Spreewalde gewesen.“

„Kralik?“

„Zu mir haben die Menschen immer bloß Urbenz gesagt, nach der Mutter. Das mag auch so bleiben, — da wird man nicht immer an schlechte Geschichten erinnert. Mutter ist überall bekannt gewesen im Spreewald, weil ihr Vater ein kluger Mann gewesen ist wie jetzt der Bibel-Franke, und so sind auch alle Kranken zu ihm gegangen und gekrochen, auch wenn sie sich auf allen Vieren haben hinquälen müssen. Von dem alten Urbenz erzählen die Menschen jetzt noch. Der wird auch hier in der Mühle bekannt sein.“

„Gewiß, gewiß!“ bestätigte Kralik, obwohl er den Namen in der Mühle nicht gehört hatte. Aber er kannte ihn von früher her: die da draußen auf dem Acker des Bibel-Franke begraben lag und Kraliks Namen getragen hatte, die war als Tochter des alten Urbenz zur Welt gekommen. Und der hier vor Kralik saß, der war — ihr und Kraliks Sohn.

Blut von Kraliks Blut, Sinn von seinem Sinn und Hartnäckigkeit von seiner eigenen Willensstärke! Und auch Abenteurer im Wald und auf der Heide, wie der Müller Kralik dort der wilde Jäger gewesen war.

Aber dann war ja auch eine Verbindung mit Marja unmöglich — dann waren sie für immer getrennt — waren Bruder und Schwester! —

„Ihr seid wohl müde geworden?" hörte Kralik plötzlich fragen. Er wußte gar nicht, ob er seit der folgenschweren Enthüllung eine Viertel- oder eine halbe Stunde zugehört hatte, oder ob sich erst vor einigen Augenblicken das Geheimnis enträtselt hatte.

Sein Sohn, sein eigener Sohn saß vor ihm! Der Sohn wollte als Bewerber auftreten um die Schwester! Und diese Schwester liebte ihn bis zum Kampf mit Vater und Mutter!

„Seid Ihr sehr müde?" hörte Kralik wieder fragen, und fühlte die Hand des Sohnes an der seinigen. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen und war wie des Stromes Brausen. Kralik stammelte allerhand verworrene Worte und suchte nach einigen Sätzen, um die Verwirrung zu verbergen.

Um nichts von Schreck und Überraschung merken zu lassen, begann er kreuz und quer durcheinander zu reden

und zu lachen, als sei jedes Wort ein Betäubungsmittel für ihn und eine Waffe gegen unheilschwangere Fragen.

Albin horchte dem Durcheinander überrascht zu und lächelte still vor sich hin: er ist am Einschlafen gewesen und will sich nichts merken lassen! So erklärte er sich das sonderbare Benehmen des Müllers, und um ihn nicht zu kränken, um gut Wetter zu schaffen, lachte er mit dem Schwätzer und zeigte sich aufgeräumt wie nie zuvor. Nie zuvor auch hatte er so die Hand des Müllers gedrückt wie heut bei seinem Scheiden, — die Hand seines Vaters.

Über dem Zimmer Albins, in ihrem Stübchen, saß noch Marja in tausend Ängsten. Sie hatte den Vater unten gehört, und als Stunde um Stunde der Nacht verging, ehe er wieder schied, da fürchtete sie die Vorbereitung ungewöhnlicher und schlimmer Dinge.

Drei Schläge auf den Fußboden, die waren sonst der Gutenachtgruß an den unten liegenden Geliebten gewesen; heut erklangen sie nicht fest wie sonst, sondern zaghaft, als könnten sie einen Bedrückten schmerzen und sein Herzensweh aufs neue vom Lager jagen.

Eine kleine Pause entstand nach dem leisen Gruß — und dann kam lauter als je die Antwort, wie der Ausfluß ungebrochener Stärke und frischer Hoffnung. Da

pochte Marja, was noch nie geschehen war, zum zweiten Male, und ebenso kam die Erwiderung. Und zwei Menschen waren glückselig wie nie; wir werden doch noch zusammenkommen; die Wasser sind nicht zu tief!



XI.

„Das war ja eine lange Unterhaltung!“ sagte die Müllerin, als ihr Mann das Lager aufsuchte.

„Ja, ja!“

„Weißt du weiter nichts?“

„Etwas Gutes nicht!“

„Er will nicht reden?“

„O ja, das will er; mehr als genug hat er erzählt.“

„Laß dir doch nicht jedes Wort abkaufen! Hab' ich nicht genug Sorge mitgetragen eures Leichtsinns wegen? Hab' ich nicht gesagt, ihr sollt lieber in der Mühle bleiben, statt fortwährend draußen im Walde umherzulaufen und andern Leuten ins Gehege zu gehen, — du mitsamt Juro und wer weiß, wer sonst noch!“

„Was weißt denn du davon?“

„Du hättest sollen die Rehe Rehe und die Hähne im Walde Hähne sein lassen, statt hinter ihnen herzuschleichen. Da wäre auch Juro und dem Mädchen nicht eingefallen, sich so oft draußen im Walde aufzuhalten!“

„Um die handelt es sich jetzt gar nicht so sehr, als

um einen andern Menschen. Ich habe dir dereinst nichts verschwiegen, und damals auch erzählt von meinem kleinen Jungchen — —"

„Du hast jetzt etwas erfahren von deinem früheren —?"

„Was denn früheren? Sag' doch lieber gleich, was du denkst!"

„Was kann ich da noch denken? Ist dein Junge wieder da?"

Mann und Weib waren eine Erregung — doch wie durch Wettergewölk ein verheißungsvoller Sonnenstrahl dringt, so war dem Müller dieses Wort ein Lichtblick auf dem Wege; es gab ihm die Stütze zu schnellem Sprung nach seinem Ziel. Ein Ja, und sein Gewissen war erleichtert!

„Und wenn er da wäre?" rief er.

Da richtete sich die Frau im Bett auf:

„Was sagst du?"

„Ich sage: und wenn er da wäre!"

„Ja, ist das dein Ernst?"

„Hast du nicht soeben selber für möglich gehalten, daß er lebt?"

„Lebt! Lebt! Muß er sich deswegen hier gezeigt haben?"

„Er muß sich nicht nur gezeigt haben, er zeigt sich noch! Wenn du es durchaus wissen willst, dann heraus damit: ja, ja, er ist hier! Bei uns im Hause! Unten liegt er! Und er muß so schnell als möglich fort! Oder er bleibt hier und wir müssen das Mädchen wegschaffen!"

„Um Gottes willen — in den Menschen ist Marja verliebt? In ihren Bruder? Da müssen wir gleich — das müssen beide erfahren!"

„Allerdings, je eher, je besser!"

„Wenn überhaupt noch Zeit dazu ist!"

„Wie meinst du das?"

„Hast du denn keine Augen und kein Gefühl? Hast du nicht bemerkt, wie das Mädchen an dem Menschen hängt? Ist dir nicht der Gedanke gekommen, daß sich die beiden schon lange kennen müssen? Wer soll die jetzt auseinanderreißen? Versuch's nur; da kannst du dein Meisterstück zeigen. Ich glaube eher, Marja wird wahnsinnig oder wir verlieren sie ganz, als daß sie sich ruhig in ihr Schicksal ergibt. Wir dürfen ihr gar nicht auf einmal die Wahrheit sagen — das wäre ihr Ende. Du weißt gar nicht, wie sie ihn liebt! Vorhin, als sie so aufgeregt umherlief, hab' ich sie nochmals ins Gebet genommen und sie hat mir gestanden, wem sie sich lieber heut als morgen für immer an den Hals werfen würde."

Seit seiner Kindheit Tagen suchte Kraliks Stirn zum ersten Male wieder die Bekanntschaft der kühlenden Fensterscheiben. Auch er wußte nicht mehr den Ausweg aus dem Wirrsal der Bedrängnisse zu finden und sann und sann, während er in die Nacht hinausstarrte.

Als er sich endlich auf sein Bett geworfen hatte, fand er nur ein Mittel gegen die Not; er mußte dem Sohn die Wahrheit sagen, — mußte den dornenvollsten Pfad wählen, weil er allein jede neue Verirrung ausschloß.

In diesem Sinne sprach er auch am nächsten Morgen zu seiner Frau. Sie stimmte ihm zu: „Tu deine Pflicht dem unglücklichen Menschen gegenüber! Ich werde noch manche trübe Stunde mit Marja haben. Die einzige Möglichkeit wird sein, sie vorläufig im Ungewissen zu lassen; schon das wird ihr wehe tun, nachdem sie sich den Kopf unnützerweise heiß gemacht hat."

„Ja, ich will ihm jetzt klares Wasser geben. Er soll nachher tun, was er will."

Kralik überlegte noch eine Weile an der Tür und trat den schweren Gang an.



XII.

Bald saß Kralik an dem gleichen Fleck, den er in der Nacht eingenommen hatte, und sah in ein freudigeres Antlitz als sonst.

„— — Wenn ich geheilt bin," sagte Albin, „muß ich versuchen, wieder in den alten Dienst zu kommen, in dem mir so viel Freiheit gewährt war. Die Leute dort werden sich freilich wundern über mein Verschwinden, besonders jetzt, nachdem auch der Mord an einem Mädchen im Walde geschehen ist! Ich weiß noch gar nicht, was ich den Menschen zur Erklärung sagen soll. Wenn sie erst Verdacht schöpfen und die Wahrheit herauskriegen, wo ich war und warum ich so lange hier saß, da kann ich mein Bündel schnüren — wenn ich nicht etwa im Handumdrehen zwischen vier dicke Mauern gesteckt werde."

Der Müller starrte ihn an: — — zwischen vier dicke Mauern gesteckt werde und womöglich das Gericht auf die Geheimnisse der Mühle weise — — so dachte er sich Albins Äußerung weiter und begann aufs neue zu grübeln.

Wohin mit Albin? Auf keinen Fall an die alte Stelle zurück! Lieber unter fremde Menschen! Die

mochten glauben, er stamme aus der Mühle, und würden sich nicht viel um die entferntere Vergangenheit kümmern.

Albin faßte das Schweigen des Müllers als Bereitschaft auf, mehr von den Plänen zu hören.

„Wenn sie mich in Nummer Sicher stecken, wer wird sich dann um so einen kümmern? Ein verlorener Sohn — was denn weiter! Gut, daß der vorläufig versorgt ist; da kann er wenigstens kein Unheil anrichten und niemandem gefährlich werden, kann nicht mehr durch den Wald streifen und befreit vielleicht auch den Vater, falls der noch irgendwo lebt, von einem unbequemen Quälgeist — —"

Wie Schläge trafen die Worte den Müller.

Erregt krampften sich seine Hände zusammen, als suchten sie Waffen gegen den gefährlichen Ansturm.

„— — Eine, das weiß ich freilich, und ich will nur die Wahrheit sagen, — eine wird unglücklich werden, wenn ich ein schlimmes Ende finde!"

„Eine?"

Der Müller horchte in die Totenstille.

Nach einigem Zögern fuhr Albin fort: „Ich weiß gar nicht recht, wie das geschehen ist; wir haben uns draußen kennen gelernt, und keines hat mehr vom andern lassen wollen. Mir ist zuerst gar nicht eingefallen, daß

sie immer würde bei mir bleiben wollen und daß sich andere Menschen dagegen zur Wehr setzen könnten."

Groß und fragend sah ihn der Müller an, erregt, dicht vor der Entscheidung zu stehen, und doch beseelt von dem Wunsche, die peinliche Stunde möchte schon überstanden, der gallebittere Becher bis auf den Grund geleert sein.

„Wer ist denn das, die eine?"

Ein kurzes Stocken und ein tiefes, schweres Atmen. Er duckte sich ein wenig und sah zu Boden:

„Sie ist hier in der Mühle am besten bekannt!"

„Marja?"

Albin nickte und sah den Müller mit Augen an, in denen sich der Schmerz über die voraussichtliche Nutzlosigkeit eines herzlichen Verlangens verriet.

„Ja, aus dem Weizen wird freilich kein Brot gebacken werden können. Den Gedanken werdet Ihr Euch aus dem Kopfe schlagen müssen. Es kann nicht sein!" —

Albin schlug wie in Scham die Hände vor das Gesicht: „Ich habe in aller Hoffnung schon an so eine Abweisung gedacht zuletzt. Aber wenn ich auch verzichten wollte, Marja gibt gewiß nicht nach, das weiß ich. Ich allein kann den Wagen nicht zurückschieben, selbst wenn ich möchte. Das wird Euch Marja selber sagen!"

„Das hat sie uns sogar schon verraten, und wir zweifeln auch nicht daran, daß sie festhalten möchte. — — Albin“ — der Müller packte Albins Hand und hielt sie fest umklammert, während er ihm ernst und flehend in die Augen schaute — „Albin, wir sind zwei Männer, und einer wie der andere heißt Kralik, wenn auch nicht viele Menschen einen Albin Kralik kennen. Jetzt muß ich, der alte Mann, den jüngeren fragen: habt Ihr keine Ahnung, wo Euer Vater ist?“

„Wenn der mir was geben wollte, hätte er sich um seinen Sohn schon längst gekümmert, — falls er noch lebt und nicht bereits mehr in Vergessenheit geraten ist als sein Sohn. Ich bin, seit Mutter tot ist, hin und her geschoben worden und bin meine Wege allein gegangen. Hab' ich bisher ohne Hilfe gelebt, so brauch' ich sie künftig wohl auch nicht mehr. Nein, die Hilfe will ich gar nicht; doch die ich hier verlieren soll, die wird mir vorläufig bleiben, — ich will oder will nicht!“

Albin riß sich los und durchirrte erregt das Zimmer: „Ihr könnt Eure Tochter hinter Schloß und Riegel sperren oder vermauern; wenn die zu mir kommen will, findet sie mich doch! Das merkt Euch! Ihr baut keine feste Wand zwischen uns; wenn ich auch ruhig dahinterstände, Marja käme doch zu mir!“

„Ihr versteht mich noch nicht! Muß es denn Übermut oder Hochmut sein, die euch trennen wollen?"

„Was sonst?"

„Und wenn wir euch nicht zusammengeben dürfen? Wenn das Unglück durch unser Ja vielleicht größer würde?"

Er preßte abermals Albins Hand:

„Wenn der eine Kralik dem andern näherstände, als der Name verrät?"

„Was? Was heißt das?"

„Mein Gott, vergib mir die Sünde, die ich jetzt verraten muß! — Albin, die Frau, mit der ich einst kurze Zeit gelebt habe, ehe ich in den Krieg zog, um hier nicht für einen leichtsinnigen Streich büßen zu müssen, — die Frau hieß — —"

Ein starrer Blick, ein ungestümer Kampf der Seele.

„Vater! Vater!"

Schrill durchtönte der Schrei den Raum, und Albin lief wie unter Peitschenhieben hin und her, und sah zu dem Müller scheu auf wie zu einem Peiniger.

Er hatte die Worte begriffen.

Wie durch den grellen Schein des Blitzes war ihm plötzlich die Erleuchtung gekommen.

Nun kannte er die Wahrheit

„Du sollst es wissen: die Frau hieß Hanka Urbenz, ehe ich sie zum Weib nahm!“ bekräftigte der Müller die Erkenntnis des Sohnes und stand vor ihm, als ergebe er sich in aller Demut in den Spruch des Richters.

Aber der Sohn senkte den Kopf, als sei soeben sein Todesurteil gesprochen worden; — — die Frau des Müllers Kralik war eine geborene Urbenz gewesen — Hanka Urbenz war seine, Albins eigene Mutter gewesen! Der jetzt vor ihm stand — das war sein Vater? Dieser hatte sein junges Weib verlassen und dem war das Lied ihrer Sehnsucht geweiht gewesen:

Wenn er doch käme
Und mich mitnähme!

Dieser Müller Kralik, der war einst ohne Rücksicht auf Weib und Heim in die Ferne gegangen? Aber da war ja Marja seine, Albins, Schwester; da hatte Kralik recht: Marjas Verbindung mit Albin war unmöglich!

Und mehr als die Lösung des Rätsels seiner Herkunft und die Gewißheit, dem Vater gegenüberzustehen, durchtobte ihn diese Wahrheit: Marja, von dir soll ich gehen — ich soll dich nicht mehr herzen und küssen wie bisher, und wir sollen nicht mehr von unserer Zukunft reden und von schönen Träumen — wir müssen auseinandergehen bis wir älter geworden sind oder alt, ganz

alt — denn du bist meine Schwester! Ich bin bereit, für dich zu sterben, wenn du es willst; aber gelassen neben dir her gehen und dir ruhig in die Augen blicken wie einer Schwester, das kann ich jetzt, nach unserem heimlichen Liebesgeflüster, nicht! Nein, nein, ich muß fort!

Und laut wiederholte Albin den Entschluß aus der Fülle seiner in wildem Strudel auf ihn einstürmenden Gedanken: „Ich muß fort! Am besten, mich sieht hier niemand wieder! Gebe Gott, daß Marja ihr Leid aushält!"

Das Gefühl, vor dem Unrecht zu stehen, gab ihm die Ruhe der Überlegenheit, als er sich an den Müller wandte: „Vater, an Mutter und mir ist viel Böses geschehen; wenn ihre Tränen zu Flüchen würden, so wäret Ihr verdammt wie wenige auf der Erde! Doch ich will jetzt nicht mit Euch rechten und nicht vergessen, daß ich mit meinem Vater rede — um Marjas willen! Wenn ich heimlich davongehe, so werden Euch die Qualen meiner armen Schwester an Eure Sünden schmerzlicher erinnern, als es meine Worte vermöchten. Weil Ihr Eure Kraft nötig haben werdet, Marja zu trösten, will ich sie Euch nicht nehmen!"

„Lieber —"

„Vater, spart jeden Ton des Bedauerns, der mir doch nicht mehr helfen könnte! Ich verlange von Euch nichts und will Euch nicht erzählen, was Ihr uns getan habt. Das könnt Ihr Euch selber sagen. Mein Leben ist aus Rand und Band, und die unglückliche Liebschaft hat mir den Rest gegeben. Mir bleibt nur noch übrig, in einen Winkel zu kriechen, wo mir möglichst wenig Menschen zunahe kommen. Ich will weit fortgehen, damit wir uns nie mehr sehen.“

Ein Vorwurf lag in den letzten Worten, der den alten Kralik erschauern ließ. Er sah sich in finsterer Nacht dem Vergeltung heischenden, des Waldes verborgenste Gründe durchirrenden Sohne gegenüber, im Kampf bis aufs Blut.

„Du willst nicht mehr in deine alte Umgebung zurückgehen?“

„Um fortwährend Gefahr zu laufen, einen oder eine von Euch wiederzusehen? Um die Qualen gar nicht loszuwerden? Seht Ihr nicht ein, was jetzt für uns alle am besten ist: Abschied auf Nimmerwiedersehen! Wir sind bisher nicht verwöhnt gewesen und haben kaum die Spur voneinander gewußt; da werden wir auch künftig die Trennung aushalten.“

So redete er sich Vergessen ein, wiewohl ihm das

Herz im Andenken an Marja zum Sterben traurig war. Daß er dem Müller zugleich wenigstens e i n herbes Wort versetzt hatte, empfand er als eine leichte Befreiung von tief im Innern gärendem Groll gegen die Unbesorgtheit, mit der Kralik Jahr um Jahr über Weib und Kind hinweggeblickt hatte.

Hatte er überhaupt jemand gefragt, ob und wo ihm etwa ein Erbe lebe?

Schwerlich!

Wie Wettergewölk überflog Albins Groll über sein bisheriges unstetes, armseliges Leben sein Gesicht.

Da trat sein Vater noch einmal dicht zu ihm: „Ehe du scheidest, sollst du mir noch sagen, wie Mutter von dir gegangen ist!"

„Ich weiß nicht mehr, Vater! Nur bei dem ich zuerst Hirtenjunge gewesen bin, der Bauer, hat die Mutter gut gekannt und oft gefragt, ob ich das Lied noch kenne, das Mutter oft gesungen hat. Und als seine Frau krank geworden ist, hat er manchmal gesagt: bei der ist es gerade so wie bei der Hanka Urbenz; sie drückt immer beide Hände auf das Herz, weil es so wild ist! — Wo Mutter liegt, weiß ich."

„Ich bin bei ihr gewesen!" Und Kralik begann von seiner Begegnung mit Bibel-Franke zu berichten. Dabei

fand er manches weichere Wort, als ihm der Sohn zugetraut hätte, und als er die Macht des Verlangens schilderte, mitunter dem Wild aufzulauern und alles andere Leben in solchen Freuden zu vergessen, da verstand ihn der Sohn. Da schloß er seine mildere Gesinnung in den innigeren Ton des Verlangens: „Haltet Marja gut und versucht sie zu trösten! Bringt ihr die Wahrheit nicht auf einmal bei, wenn Ihr überhaupt davon redet, sondern sucht sie nach und nach auf ruhigere Gedanken zu bringen!“

„Wann willst du weiterwandern?“

„Ich weiß noch nicht! Fragt mich nicht mehr danach!“



XIII.

Man sah Albin von Stund' an nicht mehr. Der Müller sagte seinem Weibe, das beste werde sein, ihn vorerst sich selber zu überlassen. Trösten könnten ihn Worte in dem Augenblick so wenig, wie man Marja mit Redensarten beruhigen werde.

In der Nacht hörte Marja plötzlich drei Schläge am Fußboden, die Albins Gruß bedeuteten, und am Morgen schlich sie um Fenster und Tür, und wollte ihm mit dem Finger drohen. Allein kein Albin ließ sich blicken. Da ging auch der Müller neugierig umher, und nach ihm die Müllerin, als sie sich unbeobachtet glaubte.

Vergebens!

Endlich kam Marja bleich zu den Eltern gestürzt:

„Habt ihr Albin fortgehen sehen?"

„Albin? Nein! Ist er nicht unten?"

„Die Stube ist leer!"

Der Müller schaute stumm auf Weib und Kind. Die Müllerin forschte: „Was ist dir, Marja? — Komm her, komm zur Mutter und weine dich aus! Komm, mein

Mädchen! Weinen ist das einzige und beste in solcher Not!"

„Du weißt, Mutter —?"

„Einer Mutter sagen deine Worte genug! Sei stark! Suche den Schmerz zu ertragen, wenn du um eine Hoffnung betrogen bist! Verraten und verkauft sollst du trotzdem nicht sein! Du hast uns! Schütte dein Herz aus!"

Marja sank vor der Mutter nieder und ließ den Kopf in den Schoß betten. In krampfhaftem Schluchzen rang sich die Enttäuschung ihres Herzens durch.

Er, Albin, sollte sie betrogen haben? Sollte, um sie bis in den Grund der Seele zu kränken, mit ihr gespielt haben?

Nein, das konnte nicht sein! Er war nicht freiwillig geschieden, falls er auf Nimmerwiedersehen verschwunden war!

Doch weshalb hatte er ihr nicht noch ein Wort gesagt über seine Absicht?

„Mutter, ihr habt ihn nicht plötzlich fortgejagt?"

„Wie kannst du uns das zutrauen, Kind? Ihr konntet und durftet nicht beieinander bleiben, das glaube mir! Aber du bist nicht schuld, so wenig wie er! Laß einige Zeit darüber hingehen, — suche ruhiger zu werden. Vielleicht können wir später zusammen über die Wahrheit

reden. Wenn uns das Schicksal gnädig ist, kann wohl noch manches gut werden. Doch nicht eher ist das möglich, als bis ihr beide aufeinander völlig zu verzichten entschlossen seid. Quäle dich und uns nicht weiter, Marja, und glaube deiner Mutter!"

Die Tochter sah die Müllerin forschend an:

„Ihr habt gewußt, daß er geht?"

„Gewußt? Gedacht haben wir daran!"

„Daß er heimlich davongehen würde?"

„Es ist plötzlich geschehen und ist besser so."

Da wankte Marja zur Tür, und kaum war sie allein, so schrie sie es laut, dem Vater wie eine Anklage der Verzweiflung, durch das ganze Haus: „Vergessen? Vergessen? Ich kann es nicht!"

Sie ging tagelang allein mit ihren Gedanken umher und grübelte über den Grund ihres Verlassenseins, wie über den Sinn der elterlichen Worte und ihres Sträubens, sie über die rätselhaften Vorgänge sofort aufzuklären. Wo sich irgend die Möglichkeit bot, einen Faden anzuknüpfen, geschah es, und sie spann ihn weiter und brachte alles Verdächtige mit Albins Flucht und mit sich selber in Beziehung. Sie war schließlich in dem Netz ihrer Vermutungen ganz gefangen und wußte nicht mehr, wo ein und aus. Da sie keine Spur der Kräfte entdeckte, deren Folgen

sie doch zu tragen hatte, so verfiel sie in ein dumpfes Verzagen und Brüten. Daraus konnte sie nur eine Allgewalt des Herzens retten: die Auferweckung und Betätigung ihrer Liebe oder ihres Hasses.

Wie der Baum seine Blütenpracht erst wieder zeigt, nachdem der Sturmwind des Winters über ihn gegangen ist und die Reste alter Freuden fortgefegt hat, so vermochte Marja nach langem, stillem Duldertum noch nicht aufzuatmen, sondern ihre Enttäuschung mußte sich austoben. Das Verlangen kam, aus dem Schweigen erlöst zu werden. Marja fühlte den Drang, sich mit jemand auszusprechen, ihre heiße Stirn frischem Zuge auszusetzen, aus der Untätigkeit zu fliehen. Auch der Gedanke, nach langer Pause ausgiebig durch unbekannte Gebiete der Heimat zu streifen, begann sie wieder zu reizen. Da stand sie eines Tages vor den Eltern:

„Ich halte die Ruhe der Ungewißheit nicht mehr aus! Laßt mich einige Zeit zu Dorothea gehen!"

War der Wille der Eltern dem Plan auch nicht sofort günstig, so schickten sie sich doch darein in der Absicht, dem schwergeprüften Kinde eine Abwechslung zu gewähren.

Und Marja fuhr von dannen, nachdem sie alle Be-

gleitung ruhig und bestimmt abgelehnt hatte. Sie wollte auf ihrer Reise allein sein und vom Morgenrot bis zum Abendrot durch eigene Kraft das Wasserlabyrinth nach dem ersehnten Ziel durchsuchen. Denn Dorotheas Heim lag am Rande des Spreewaldes; ihre Hände waren neben denen ihres Mannes fleißig, wo das erlengeschmückte Land der Luche an die märkische Streusandbüchse grenzt mit ihren düsteren Kiefernwäldern und den sanften, schwellenden Flächen des Heidekrautes.

Dahin gelangte Marja am Abend und war nun aus der Stätte des Schweigens und Abwartens, aus dem Elternhause, zum Sitze der Freude und des Werdens gekommen und auch zu der Entwicklung stürmischer Seelenkämpfe. Sie sah Dorothea als Gattin eines regsamen Mannes und als Mutter eines sonnigen Kindes, wanderte mit ihr durch das von Wohlstand redende Haus und durch die der Ernte entgegenreifenden Kornfelder und drückte am Abend manchmal den Kopf gegen das kühle Mauerwerk, wie um Halt zu gewinnen und Kraft zu sammeln, Schmutz abzustreifen, der sich an sie gewagt hatte.

Dorothea fühlte die Leiden mit der Freundin und begann den Schuldigen zu verdammen. Sie sehnte sich, ihm zu begegnen oder ihn auszukundschaften, um Klarheit über die Gründe seiner Flucht zu gewinnen oder ihm seine

Versündigung gegen Marja zu entgelten. Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Damit Marja nicht in dumpfe Verzweiflung zurückfalle, wie zu Hause, fachte Dorothea ihr Mißtrauen und ihre Empörung an.

Sollte Albin wirklich den Eltern einen Grund verraten haben, der die Vereinigung mit Marja hinderte? War er nicht doch heimlich davongegangen, und suchten die Eltern nicht eine triftige Ursache vorzuschützen, um Marja den plötzlichen Schreck der Enttäuschung zu ersparen? Forschte nicht gar der Müller schon lange nach dem Verschwundenen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen? Oder hatte er in Albin einen gefährlichen Gegner erkannt, der ihm unangenehmen Verrat seiner Waldgeheimnisse hätte bringen können? Oder auch: hatte Albin aus Furcht vor ihm die Füße aufgehoben, in der Hoffnung, Marja doch noch wiederzufinden?

Wer konnte die Wahrheit sagen?

„Du siehst, uns bleibt nichts anderes zu tun, als ihn aufzustöbern!“ Das war Dorotheas Schluß.

So bemühten sich beide, zu diesem Ende zu gelangen, und sie fragten jeden Hausierer und jeden Bettler: die ihr weit umherstreift, habt ihr in einem Hause des Waldes einen neuen Knecht wahrgenommen? Er ist noch jung

und kräftig, groß und scharfen Auges, versteht den Pflug zu führen und zu jagen und zu fischen. — „Und die Liebe wird ihm nicht minder fremd sein," so setzte Dorothea oft hinzu.

Sie fahndeten lange Zeit vergebens und hatten die Hoffnung auf Erfolg doch noch nicht aufgegeben, als Marja wieder von dannen zog. Nur einen Trost nahm sie mit: Dorothea wollte ohne Unterlaß weitersuchen und nicht eher rasten, bis sie Albins Aufenthalt der Freundin verraten könne.

Und sie trat an das Wasser und in die Hütten und horchte die Fischer aus, begab sich zu den klugen Frauen und ließ deren Künste spielen, und redete zu den Förstern und Jägern: ist euch kein Mensch verdächtig, heimlich das Gewehr zu führen oder Schlingen zu stellen? Er ist jung und kräftig, groß und scharfen Auges und geht wohl in der Maske eines Bauernknechtes einher. Wer ihn entdeckte und beobachtete bei seinem heimlichen Tun, machte einen trefflichen Fang und würde belohnt werden! Hat doch der Gesuchte manchen schwarzen Punkt auf seinem Gewissen!

Da begann auch Frau Verleumdung ihre spitze Nase in die Luft zu stecken und nach Beute zu schnüffeln; sie

hängte dem Unsichtbaren Mord und Totschlag an und watete durch alle Sümpfe.

Und während hie und da geschäftig Fäden gesponnen wurden, daraus man einem Menschen den Strick drehen könne, schritt der Verfolgte, nach Tagen und Nächten schwerster Herzenskämpfe und des Umherirrens sonder Zweck und Ziel, im Dienst eines neuen Herrn über frisches Ackerland und hatte keinen andern Wunsch als den, der Vergangenheit zu entrinnen, zu vergessen der Liebe Lust und Leid, seines ganzen Daseins Unglückskette nicht mehr zu fühlen. Arbeiten wollte er und nur immer aufmerken müssen, um nicht nachdenken zu können über des gestrigen Tages Wettergewölk, und in der Nacht nicht aufzuwachen und nur die Sorge zu Gast zu haben.



XIV.

Die silberne Sichel am Morgenhimmel lockte Albin hinaus auf das gelbe Feld, darinnen alsbald die Sichel des Mähers rauschte und schwere Wogen duftenden Korns niederlegte. Und erst wenn die Himmelssichel wieder auf goldbesäeter blauer Flur winkte, ließ der Mäher für einige Stunden die Arme sinken.

Im Blockhause aber horchte auch dann noch die Herrin des Besitztums, die Witwe Pohlenz, und wenn der Knecht heimkam, sprach sie zu sich und der Tochter:

„Er hat erst spät Feierabend gemacht. Stelltest du ihm Brot und Speck bereit? Er wird hungrig sein!"

„Ja, Mutter; gleich, als ich vom Felde kam!"

„Ich will vom Lager und ihm noch den Rest vom Mittagessen wärmen."

„Nein, i ch will gehen, Mutter!"

Christiane Pohlenz hatte drei Männer und zwei Söhne in die Grube fahren sehen und war noch immer auf dem Zeuge mit nie rastenden Armen und Augen und dem ewig umherirrenden Geiste.

So beargwöhnte sie nun auch das hilfsbereite Wesen

der Tochter, und glaubte nicht an die bloße Rücksicht auf die Mutter, sondern vielmehr an die Selbstsucht des Mädchens. Zorn brachte ihr dieser Glaube nicht, denn der körperlich starke und in seinem Sinnen selbständige und stolze und doch manchmal so weich und träumerisch blickende Knecht gefiel ihr wohl. Ja, sie verglich ihn mitunter mit ihrem ersten Mann, der ihr von dreien der liebste geblieben war; wenn sie noch einmal geheiratet hätte (sie dachte ja nur so, entschuldigte sie sich selber mit ihren sechzig Jahren), dann wäre diese Art ihr die einzig willkommene gewesen.

Und wie der Knecht stolz war, so wuchs ihr Selbstbewußtsein, wenn sie ihn hoch und gerade neben der Tochter hergehen sah. So einen Helfer sollte man sich zum zweiten Male erst suchen! Einen Menschen, der ohne viel Worte überall zugriff, der sorgte wie ein Meister und doch bescheiden war wie der geringste Helfer!

Allein das kleine Besitztum der Witwe Pohlenz war ihm sogar zu gering, und als die Ernte eingebracht und das Korn gedroschen war, fand er nicht die gesuchte Gelegenheit, den Kopf mit Tagessorgen zu füllen; denn über das auffällige Benehmen seiner alten Herrin um sein Wohl und über ihre Blicke wollte er nicht groß nachgrübeln.

Daß sie ernstliche Absichten habe, ihm die stärksten

Ketten anzulegen, mochte er nicht glauben. „Was sollte ich ihr nützen? Meine ganze Arbeitskraft gab ich ihr bereits. Über die Tochter freilich ließe sich eher ein Wörtchen reden."

Und er dachte sich weiter: „Wenn dir die Alte wohlgesinnt ist, so mag sie dir geben, was zu dir gehört: junges Blut zu jungem!"

In solchen Zeiten wurde denn auch die Erinnerung geweckt an eine Stimme der Liebe und an vertrauende Augen, die ihm für immer entschwunden waren. Wenigstens in der alten Bedeutung. Denn sollte er ihnen noch einmal begegnen, so würde nicht das Gewähren und Begehren des Weibes, sondern die scheue Liebe der Schwester zum vorher unerkannt gebliebenen Bruder daraus sprechen.

Wieviel Glück aber würde ihm ein Weib bringen, das sich seinem starken Arm beugte, das er hätte erobern und zur Achtung und Liebe zwingen dürfen! Die Genugtuung, Arbeit anerkannt zu sehen, zu der er hier verpflichtet war, befriedigte ihn für die Dauer nicht. Er wollte einem schwächeren Geschöpf Schirmer und Schützer sein; er sehnte sich danach, etwas Liebes an seine Brust flüchten zu fühlen in der Gewißheit, dort geborgen zu sein vor jedem Feinde. Die Gewalt in Händen zu haben und doch für die Beherrschten zu sorgen, das war sein

Verlangen. In solchen Aufgaben und Opfern, meinte er, könnte auch ihm noch einmal Vergessen und Genesung werden!

So begann sich die Gestalt der Anna Pohlenz langsam und sicher in seine Träumereien einzuschleichen; wo früher Marja allein thronte, konnte sein innerer Blick auch auf Anna fallen; er verstand sich dazu, beide Gestalten einander gegenüberzustellen und sie zu vergleichen, und fand, es sei keine Beschimpfung des Andenkens seiner ersten, seiner unglücklichen Liebe, an die Erringung Annas zu denken. In den vielen Stunden des Beieinanderseins in Muße und Arbeit hatte sich eine Kameradschaft herausgebildet, der manch offenes Wort entfloß. Heiteren und ernsten Mundes hatte ihn Anna manchmal auch nach den Geheimnissen seines Lebens gefragt, und sie konnte sich vor Lachen schütteln über sein erstauntes Fragen:

„Geheimnisse? Ich — Geheimnisse?"

An das er früher nicht hätte glauben mögen, begann ihn zu quälen; das Bedürfnis, nicht nur einem Menschen alles sein, sondern ihm auch sein ganzes Leben beichten zu dürfen.

So warf er denn von Zeit zu Zeit ein Wort der Beichte in die Unterhaltung und wußte selber kaum, wie es über seine Lippen geflohen war; und die ruhigen Blicke des

Mädchens und Annas tiefes Sinnen nach solchen Enthüllungen waren seinen schmerzhaften Herzenswunden Balsam; er fühlte die Teilnahme seiner Kameradin, und die tat ihm gut und wirkte freundlich weiter, auch wenn Anna Pohlenz nicht neben ihm war.

Es war eine stille Neigung zu dem ruhigen Mädchen, die dem heißen Drang nach Marja folgte, — fast der seligen Beschaulichkeit des sonnigen Herbsttages nach den glühenden Gewalten des wetternden Sommers vergleichbar.

Und was in Albin Erkenntnis manch' eitlen Jugendwahns, was Reife nach schwerem Leidensgang war und ihm nun Sicherheit und Selbstvertrauen ohne überhastete Stürmerei in seinem Werben gewährte, das schätzte Anna als männliche Beherrschung ein.

So kam es zu einem Bund der jungen Leute, dessen Zweck und Ziel nicht ausdrücklich durch Worte festgelegt war, und dessen Ende doch beiden sicher schien.

Man glaubte aneinander ohne Schwur, gab sich zwanglos und unbekümmert der Gesellschaft des andern hin und suchte verhaltene Gluten in der Voraussicht späterer Freiheit weiter einzudämmen.

Da war es einmal im Herbst, als nach dem farbenprächtigen Tag das große Licht der Nacht den Wald in schwarze Schleier hüllte oder mit Silber übergoß. In

solcher Stunde führte Albin sein Mädchen durch die Flut der blendenden Helle und des schwarzen Nichts. Anna hatte Freundinnen besucht und er war ausgezogen, sie heimzuholen. Nun suchte er nach Worten, um Anna seine Gefühle auch laut zu verraten, und weil er wählerisch war, wurde er schweigsamer als sonst.

Anna erriet den Grund seiner Nachdenklichkeit, und so hörte man zeitweilig nicht viel mehr als das Rascheln des trockenen Laubes unter ihren Füßen.

Weiter strebten die beiden Wanderer.

Manchmal flog ein Nachtvogel auf mit schweren Schlägen, und plötzlich begann auch die Luft zu erzittern von lautem Getön, das nicht nur e i n e n Ursprungs blieb, sondern mehreren Quellen entstammte.

Die Hirsche schrien!

Die beiden Menschen blieben stehen und lauschten den Lock- und Kampfesrufen, und als sie weiterschritten, legte der Mann seine Hand um die seiner Begleiterin und zog das Mädchen durch das Dickicht dem ihm wohlvertrauten Getön entgegen, das wie Schwertgeklirr durch die traumhaften Stimmen der Nacht drang.

Und endlich lauschte das Menschenpaar unter den Bäumen des Waldes, da, wo ein weiter Wiesenplan daran grenzt, mit Aug' und Ohr dem Schauspiel, dessen Beginn

sich vorhin so lärmend angekündigt hatte; todesmutig focht die Kreatur des Waldes, die edelste und stolzeste, hier ihren Kampf um Herrschertum und Liebe oder um das Leben aus. Das erste Opfer solchen Streites lag mit zertrümmertem Geweih am Boden. Ein kleines Rudel von Tieren harrte am Waldsaum des Ausgangs eines neuen Turniers, das der Träger des mächtigsten Geweihs angekündigt hatte. Zornig schüttelte er das zottige Haar des Halses; Laub, Geäst und Erdfetzen schleuderte er umher, und der Hauch des erregten Recken stieg wie Dampf empor. Und abermals drang der Ruf an den Gegner durch den Wald; nach kleiner Pause legte sich das Geweih zurück, selbstbewußt schritt der herausfordernde Held langsam über die Lichtung, bis er den Feind maß. Der Kopf senkte sich und das Geweih schaufelte das Erdreich auf; ein plötzliches Jagen — Stoß auf Stoß — Schlag auf Schlag! Hitziger wurde der Kampf; lauter, als müßten sie in Stücke brechen, dröhnten die Waffen aneinander; die Gegner verkämpften sich in der Fehde, trennten sich mühsam und sausten abermals gegeneinander. Wildes Keuchen und Ausholen und neuer gewaltiger Anprall, bis der Ankömmling nach schimpflicher Schändung seiner Krone den Streit aufgab und in raschem Rückzug die Wahlstatt verließ, während der Stärkere den Freudenruf nachsandte,

zugleich die Aufforderung an andere Kampfeslustige, sich Brust gegen Brust zu stellen. Doch kein Echo so zähen Mutes kam, und ruhig führte der Triumphator die Zeuginnen seines Siegertums in das Dunkel seines Reiches.

Da erst merkten Albin und Anna, wie sie sich angesichts des Schauspiels genähert hatten; Hand in Hand standen sie noch wie angewurzelt an der Stelle, an der sie den herrlichen Kampf miterlebt hatten. Sie schauten einander in die Augen, und in Anna kam eine Schmiegsamkeit, wie er sie noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Als ergreife er ein- für allemal Besitz von ihr, so stürmisch zog er sie an sich, bis sie willenlos an seiner Brust lag. Und nun war er der Herrscher und Triumphator, und sie fühlte das Glück wärmend den Körper durchwallen.

Sie hatte errungen, unter dessen Herrschaft und Schutz sie sich geborgen fühlte für ihr ganzes Leben, und in seliger Hingebung hing sie in seinen Armen und atmete schwer, und wußte nicht wie ihr geschah.



XV.

Christiane Pohlenz hatte dem Nachwuchs Freiheit gewähren müssen.

Sie hatte gelobt, den jungen Leuten das Szepter zu überlassen, saß auch anhaltender als früher auf ihrem Stuhl, doch schien sie sich mehr auf einem Thron als auf einem Ruhesitz zu fühlen.

Ihre Abdankung vom Herrschertum, als Albin und Anna die Ehe eingingen, bedeutete ihr nur Schonung während jeder ihr unliebsamen Arbeit, war ihr Sammlung der Lebensenergie zu eigensinnigen Kreuz- und Querfahrten.

Sie rief oft ein Hüh, wo Albin ein Halt wünschte.

All ihre Zähigkeit, die sie früher an hundert Wägelein gespannt hatte, ließ sie jetzt gelegentlich ein Gefährt ziehen, um ein eigenes Ziel zu erreichen. Es war, als suche sie sich selber immer noch Meisterschaft zu beweisen, auch der selbstbewußten Natur Albins gegenüber.

Von dem sie sich in ihren jüngeren Jahren gern hätte besiegen lassen, mit dem rang sie nun auf anderem Felde, da er der Mann ihrer Tochter geworden war.

Der Ehrgeiz, sich zu betätigen und ihr Wollen anerkannt zu sehen, gärte in ihr; eine Sehnsucht nach Messung der Kräfte und Sieg hob das Haupt, fand jedoch selten die gewünschte Befriedigung, da ihr Albin nach Möglichkeit auswich.

So wurden die Funken ihrer Daseinsfreude zwar nochmals zu hellen Flammen angefacht, doch die hochlodernde Glut verzehrte auch schnell Saft und Kraft des Körpers.

Christiane Pohlenz schied rasch dahin.

Nun beherrschte fortan e i n Wille alle Zügel. Gesegnete Monde flossen über Haus und Land.

In dem Gefühl neugewonnener Unabhängigkeit sah Albin vor seinem Auge auch die alte Freude seines Lebens auftauchen, und die Verklärung lag darauf; Verklärung der Vergangenheit mit ihren Mühen und Gefahren. Aller Schmutz des früheren Tages war gewichen; in eitel Glanz standen die ehemaligen Stunden vor seinen Sinnen. — Im Hause rief ihn bald die kräftige Stimme des Erstgeborenen; aus seinem Weibe blickte ihn das verkörperte junge Leben an; die Ernte des Feldes gedieh zu einer Fülle des Segens.

Nun hing keine taube Nuß am Baume seines Daseins. Doch in beschaulicher Stunde tauchte vor ihm wieder der wie in Erz gegossene stolze Hirsch und der von Liebesraserei



befallene Spielhahn auf, und sie winkten und lockten ihn von seiner Insel des Friedens zur Schwelgerei in jener heimlichen Wonne, die ehemals seine einzige gewesen war.

Hausierer aus den sächsischen und den preußischen Landen steckten ihm wieder Säckchen mit Pulver und Blei zu, und dann knallte manch gut gezielter Schuß und zeigte den alten Meister, der nach den Freuden des Erfolges fröhlicher heimwärts stürmte und in des Jägers Lustgefühl Weib und Kind stürmischer als sonst umarmte.

So konnte auch die ihm vom Schicksal in der Mühle geschlagene Wunde mehr und mehr verharschen.

Doch da lauerte das Geschick bereits, ihm eine neue zu schlagen.

Einer der von Dorf zu Dorf wandernden ruhelosen Händler hatte von den Nachforschungen nach dem ehemaligen Knecht vernommen, der des Nachts gern durch die Kiefern husche und wohl gar den Geruch des wilden Jägers verdiene, und da der Hausierer dankbare Berufsjäger als aussichtsreichere Kundschaft schätzte, als einen Jäger auf Schleichwegen, so trug er seinen Verdacht gegen Albin zu Dorothea, und die öffnete anderen Leuten die Augen und freute sich schon darauf, Marja zu rächen, der Freundin bald verkünden zu dürfen: er trägt nun

den Strick um den Hals und büßt für alte und neue Sünden!

Aus der Finsternis des Waldes lugten dem auf verbotenen Gängen schleichenden Mann fortan Menschen mit Luchsaugen nach; in der Gegend seines früheren Lebens gingen die Späher von Ort zu Ort und suchten die Vergangenheit aufzudecken und das Verborgene ans Licht zu ziehen.

Langsam zog sich die Schlinge um ihn zusammen; er wurde beobachtet, wie er des Wildes Fährte in der Dunkelheit folgte; sein Schuß wurde gehört; man wußte, aus der Gegend seines früheren Dienstes war er plötzlich auf Nimmerwiedersehen davongegangen, und seid dort um die Zeit seines Verschwindens eine Kugel auch ein Menschenleben todbringend getroffen hatte, waren die nächtlichen Schüsse seltener geworden, deren Urheber noch nicht ermittelt war.

Also würde es lohnen, fest zuzupacken und Leuten mit gar zu viel Vorliebe für krumme Finger an einem Beispiel zu zeigen, wie endlich aller Schuld Rächer erstehe.

Und in einer Nacht, die den Frühling ahnen ließ, packte Albin eine rauhe Hand und riß ihn aus dem Traum, Mitbeherrscher des Waldes zu sein; er war ausgezogen, recht nach Weidmannsart ein Hirschlein oder ein

Reh zu erlegen, nicht wild darauf los zu schießen. Nach seinem vielstündigen Harren hatte die Kugel das Rohr verlassen und ihr Ziel erreicht; unbesorgt um Gefahr kniete Albin vor dem Bock. Ein Meisterschuß, die Kugel saß mitten auf dem Blatt. Da, als sich Albin in die Höhe reckte, sah er drei Rohre auf sich gerichtet, die im nächsten Augenblick den Tod gegen ihn speien konnten. Ein Zucken ging durch ihn, als sei er in Versuchung, dem Verhängnis zu entrinnen; doch man ließ ihn nicht zur Flucht und zur Möglichkeit des Todes kommen und wollte ihn lebend haben; mehrere Fäuste packten ihn, die er nicht abzuschütteln vermochte. So stellte er sich aufrecht vor die Männer im grünen Rock: „Tut mit mir nach euerm Belieben!"

Sie banden ihn nicht, sondern ließen ihn voraus- schreiten, die Hände zum Zupacken allezeit bereit, und gingen manche Stunde mit ihm weiter, bis sich das schwere Tor hinter ihm geschlossen hatte.

Albin, der Sohn des Müllers Kralik saß im Ge- fängnis und dachte nicht daran, seine Zugehörigkeit zur Familie der Kraliks zu verraten. Seine Schwester sollte zu dem ersten Jammer nicht noch die Schande erfahren, von fremden Leuten zu hören: seht, das ist Marja, deren Bruder ein Wilddieb war, wie ein Ausgestoßener von klein

auf auf Schleichwegen gegangen ist und sogar Menschenblut vergossen haben soll!

So blieb er für die Richter wieder der Urbenz, der er in seiner Dienststelle den Leuten gewesen war, — ein Abenteurer, der lange Zeit unschädlich gemacht werden mußte.

Von Stund' an, wenn er nicht in dunkler Zelle brütete, sah Albin rechts und links Waffen, und als Dorothea nach der Mühle kam und von der Überrumpelung des Albin Urbenz erzählte, ohne von Marja den erwarteten Beifall und Erklärung für ihr Schweigen und ihre verstohlenen Tränen zu vernehmen, hatte Albin bereits manches Verhör überstehen müssen. Er ertrug die Ausforschungen mit mehr Gleichmut, als Marja die Botschaft Dorotheas. Denn nach dem wilden Aufbäumen ihrer Seele in den ersten Wochen hatte sie das Gefühl niemals zu meistern vermocht, Albin sei durch äußeren Zwang und nicht durch dunkle Gewalten des Herzens von ihr gedrängt worden.

Worte, wie er für sie gehabt hatte, konnten nicht gelogen sein; Zukunftsträume, wie sie Marja und ihm in wonnigen Stunden das Leben vergoldet hatten, waren nicht bösem Dichten und Trachten entsprossen!

Einer aber lebte, dem war die Welt von Stund' an voll Donnergrollen und Drohens mit verheerendem Wetter-

schlag: der Müller Kralik. Dorothea hatte auch ihm berichtet, der seiner Tochter die Ruhe geraubt, sei nun ein Kind vielleicht des Todes, zumindest jedoch ein Sklave des Kerkers auf viele Jahre. Die Obrigkeit habe die Hände auf ihn gelegt und sein schuldbeladenes Haupt sei ihr verfallen.

Der Müller bekam die Worte schwer über die Lippen:

„Ein Kind des Todes?"

„Er hat nicht nur auf fremde Hirsche und Rehe angelegt, hat nicht nur Marja unglücklich gemacht mit Redensarten, sondern wohl noch manches andere Mädchen!" Auch sei noch gar nicht bekannt, ob er nicht auch Blut vergossen habe in der Gegend seiner früheren Arbeit, denn wer die Franziska Vogt im Walde umgebracht habe, sei bis heute nicht bekannt. Ein Zollgardist habe erzählt, Albin Urbenz sei verdächtig genug, ihm auch dieserhalb den Prozeß zu machen, nicht nur um ein paar Handvoll Wildpret!

Da schwollen die Zornesadern im Antlitz des Müllers, seine Augen sprühten Blitze gegen Dorothea, und er schrie sie an: „Wer kann das sagen? Wer ist der Schuft? Ein Mörder soll er sein? So wahr ich hier stehe: der Albin Urbenz hat kein Menschenblut vergossen, — der

nicht, so wenig — —“ Da stockte er. Allein die Empörung über das Gerücht brachte ihn bald wieder zur Besinnung.

„Ist wahr, was du redest? Das hat ein Zollgardist erzählt?“

„Wer mit den Mädchen karessiert wie er und sie Knall und Fall verläßt und das Weite sucht, dem kann man auch zutrauen, daß er im Notfall das Messer nimmt und sich eine vom Halse schafft, sobald eine frischere Frucht winkt!“

„Ihr Weibsleute seid des Teufels und schüttet Verdacht aus wie Spreu!“

„Warum soll man andere Menschen verdächtigen und ihn nicht, der um die Zeit des Mordes von hier geflohen ist und, wie man erfahren hat, mit der Jägerei Bescheid weiß?“

„Und ich sage Euch, er ist unschuldig!“

„Wir wollen abwarten, ob sich der Unschuldige aus den Schlingen wird befreien können!“

Des Sieges ihrer Vermutungen sicher, schied Dorothea und ließ eine unglückliche Freundin und einen verzweifelnden, von Gewissensbissen Tag und Nacht gepeinigten Mann zurück.

Oft überlegte der Müller, ob er sich nicht aufraffen und zum Gericht wandern solle, um für Albin zu zeugen.

Aber freilich, was würde man auf Worte geben, denen der feste Halt des Beweises fehlte, wo soviel Gründe des Verdachts vorlagen? Und wenn man die Glaubwürdigkeit des Müllers prüfen, wenn man jetzt seinem Vorleben nachforschen und an manche dunkle Stelle seines Daseins geraten und gar die Verwandtschaft mit dem Beschuldigten feststellen sollte, würde dann der Verdacht gegen Albin nicht noch mehr Nahrung finden, statt abgeschwächt zu werden? War es nicht besser, das Urteil abzuwarten, um im Falle der größten Not noch hervorzutreten und in das Rad des schlimmen Geschickes zu greifen?

Wie Krankheitsgewalten rüttelten und schüttelten die Mächte des Gewissens, seines gesunden Kerns, den Müller; das stille Duldertum Marjas und die über Albin brausenden Stürme zermürbten ihn bis zur Bereitschaft, die Buße für die tollsten Streiche seines Lebens auf sich zu nehmen, wenn er nur Albin befreien und Marja die Ruhe wiedergeben könnte. Doch wo war die Sicherheit für den Wert solchen Opfers? Wer konnte sagen, ob er nicht Albin schaden, Marja als Tochter eines Abenteurers und als Geliebte des eigenen Bruders vor aller Welt bloßstellen und sich selber nach so viel Jahren an den Pranger liefern würde? Wie, wenn man seiner Herkunft nachging und das Ende des Jägers, der vor des Müllers Kriegsfahrten

von seiner oder eines Genossen Hand gefallen war, jetzt noch ebenso gegen ihn ins Feld führte, wie die Ermordung der Franziska Vogt gegen Albin?

Er zermarterte sein Hirn, um einen Ausweg aus den Wirrnissen zu finden, doch kein Lichtstrahl erhellte seinen Weg in dieser Leidensnacht. Ruhigen Blickes aber standen inzwischen die der Justiz verpflichteten Männer vor dem Zünglein der Wage, das sich bald nach der Seite der Schuld oder der Unschuld Albins neigen mußte.



XVI.

Aus der Untersuchung

gegen

den Albin Urbenz

wegen Wilddieberei und des Verdachts
der Tötung der Franziska Vogt.

In praesentia priorum.

Man befahl nun den Arrestanten vorzuführen, um ihn zu vernehmen.

Er erschien und wurde befragt wie folgt:

1.: Wie heißt Ihr?

R.: Albin Urbenz.

2.: Wer waren Eure Eltern?

R.: Die Mutter ist schon lange tot, und den Vater hab' ich nie gesehen, ehe er vor einem Kriegszug die Mutter verlassen hat.

3.: Wie hieß Euer Vater?

R.: Möget das selber feststellen, so Ihr wollt und könnt.

4.: Habt Ihr Geschwister?

R.: Ich bin Erst- und Letztgeborener gewesen.

5.: Habt Ihr von Euern Eltern angefallenes Vermögen?

R.: Ich bin als Junge von wenig Jahren aus dem Hause geholt worden, in dem Mutter gestorben war, und jahraus, jahrein bei fremden Bauern gewesen als Hütejunge. Vom Vater und von der Mutter hat kein Mensch zu mir gesprochen. Meine Mutter hat nichts hinterlassen als ein kleines Häuschen, und das ist nachher in Feuer aufgegangen.

6.: Wo seid Ihr erzogen worden?

R.: Auf dem Felde hat mir der Schäfer manchmal zu wissen getan, was er gewußt hat.

7.: Nachher seid Ihr als Knecht gegangen. Und ehe Ihr geheiratet habt, wo habt Ihr Euch damals aufgehalten?

R.: Beim Bauer Schlenker, der sein Gut bei der Stadt Lübbenau besitzt.

8.: Und in welcher Zeit seid Ihr auf den Heidhof gelangt, allwo Ihr nachher die Tochter der Wittib Christiane Pohlenz geheiratet habt?

R.: Ich bin bald nach dem ersten Dienst in die andere Stelle eingerückt.

9.: Und wo habt Ihr Euch zwischen beiden Stellen aufgehalten?

R.: Ich bin gewandert und hab' erst zusehen müssen, wieder unterzukommen.

10.: Man will Euch nicht verhehlen, daß man den Bauer Schlenker einvernommen hat über Euch, so auch Euer Weib, und hat sich herausgestellt, Ihr wäret mehrere Wochen weder auf dem einen, noch auf dem anderen Hofe gewesen, und wäret, ohne ein Wort zu sagen, von Lübbenau in die Weite gegangen.

R.: schweigt.

11.: Und welches war der Grund, so ohne alles Wort zu flüchten?

R.: schweigt.

12.: Ihr habt nicht allein die Jägerei stark ausgeübt ohne Recht, so hier wie dorten, es wird auch gesagt, Ihr hättet stark mit Frauensleuten karessieret. Bei der Jägerei hat man Euch auf frischer Tat ertappt. Und zum anderen?

R.: Zum anderen bestreite ich, mit Frauensleuten karessiert zu haben.

13.: Man will Euch auf freiem Felde mit Mädchen wohl besseren Herkommens wiederholt beobachtet haben.

R.: Mit einem Mädchen mag ich wohl gesprochen haben; doch wird bestritten, daß ich Unrechtes getan hätte.

II.

Albin Urbenz wird abermals vorgeführt
und weiter vernommen wie folgt:

14.: Warum glaubt Ihr wohl noch im Arrest zu sein?

R.: Außer der Jägerei ist mir kein Unrecht bewußt.

15.: Ist Euch eine weitere Ursache nicht denkbar?

R.: Ich kann mir keine einbilden.

16.: So Ihr Euch keine einbilden könnt, möget denn gefragt sein: habt Ihr Euch nicht mit einem Weibsbild zu weit eingelassen und habt Ihr nachher nicht zur Waffe gegriffen, um die Genossin Eurer Stunden vom Leben zum Tode zu befördern?

R.: Davor hat mich Gott bewahrt! Wer will mir solches nachsagen?

17.: Was für Verhältnisse waren es sonst, die Euch hätten veranlassen können, um die Zeit des Mordes von dannen zu gehen und Euch zu verstecken?

R.: Und ich wiederhole, ich habe kein Menschenleben auf dem Gewissen.

18.: Wollet auch Euern Zufluchtsort nicht verraten?

R.: Nein, aus besonderen Gründen nicht! Nicht, weil ich schuldig wäre!

19.: Und fürchtet nicht, Euer Schweigen könnte Euch um Hals und Kragen bringen?

R.: Durchaus nicht! Ich würde aber auch in solchem Falle nicht sprechen, um anderen Menschen, die mir Gutes getan, nicht Gutes mit Bösem zu vergelten.

20.: Es will doch verlauten, daß Ihr mit der Ermordeten wohl zu tun gehabt.

R.: Behüt' Gott! Bei wem oder wo soll ich mit ihr Gemeinschaft gehabt haben?

21.: Man will Euch nicht verhehlen, daß Eure Aussagen stark nach Unwahrheit schmecken. — —

Es wird zum weiteren dem Albin Urbenz eine Aussage des Kito Wehlan, Knechts vom Bauer Schlenker, verlesen: der Albin Urbenz sei oft mit dem Gewehr unter dem Rock auf Äckern und im Wald gewest und habe gewildert, auch sei er mit einem Mädchen von ferne gesehen worden.

22.: Was sagt Ihr hierzu?

R.: Daß ich mich unschuldig fühle und keinem Menschen Böses getan.

23.: Und die Jägerei in den früheren Zeiten?

R.: Will ich zugeben.

Verlesen und bekräftigt.

Albin Urbenz.

Wonach Arrestant in seinen vorigen Gewahrsam zurückgeführt worden.

XVII.

Als blühende Obstbäume das Haus Albins umhüllten und neuen Segen vorbereiteten, als jedes sinkende Blütenblättchen in tausend Schallwellen des Vogelsanges und der Daseinsfreude schwamm, als sogar jedes Gewitter eitel Segen wurde und der laue Regen wie in Wonneträumen fiel, — in solchen Wundertagen weinte Anna Urbenz in ihrer Hütte Tränen auf ihr Kind.

Das Urteil des Gerichts gegen Albin Urbenz war gefällt.

Trotz der Verdachtsgründe, so hatte der Wahrspruch gelautet, sei dem Angeklagten die Schuld an dem Tode der Franziska Vogt noch nicht nachzuweisen gewesen; hingegen sei der Wilddiebstahl durch Jahr und Tag unzweifelhaft gewerbsmäßig geschehen. Das Urteil für den Frevel lautete: ein Jahr bei Wasser und Brot sofort abzusitzen und Schadensersatz, vorbehaltlich neuer Feststellungen über weitere Vergehen und insbesondere über das Ende der Franziska Vogt.

Anna Urbenz hatte keinen Menschen, der in ihrer Wirtschaft zugegriffen hätte, wo ihre Kraft nicht reichte.

Sie sollte Geld schaffen und besaß keins, wollte Nutzen aus den Äckern ziehen und sah niemand mit erprobten Händen eingreifen.

Die Lasten wuchsen und der Zufluß schwand.

Da kam ihr in tiefer Not der Gedanke: wie denn, sollte sein Vater noch nicht wissen, was seinem Sohne geschah? Und wenn er davon erfährt, wird er dann nicht Mittel und Wege finden, hier nach dem Rechten zu sehen und die Felder zu bestellen, Samen zu streuen und die Ernte einzuheimsen zum Besten dessen, dem doch ein Platz unter der Sonne bereitgehalten werden mußte für die Zeit nach der jetzigen Gefängnisbuße? Besonders, da Albin wohl nicht nur für eigene Verfehlungen bestraft wurde!

Sollte sie nicht mit ihrem Kinde zu dem Manne gehen, der Albins Vater war? Und falls der hartnäckig wäre, zu Marja? Konnte ihr das Schicksal des Bruders und seines Kindes gleichgültig sein? Würde sie nach der eigenen Not nicht auch die Bedrängnisse ihrer Mitmenschen fühlen?

So nahm Anna eines Tages ihr Kind, steckte ein paar Stücke Brot zu sich und verließ ihr Haus. Sie wußte, wo die Mühle lag, und wanderte und ruderte furchtlos dorthin. Für sie gab es keine Gefahr auf der

Reise, weil sie die Entschließung über ihr Wohl und Wehe allein am Ziele dieser Flucht sah.

Und sie erwartete, je näher sie dem Zufluchtsorte kam, nur noch Besserung ihrer Lage, hatte ihr Vertrauen wiedergewonnen und ging frohen Herzens auf den ersten Menschen zu, der ihr vor der Mühle begegnete.

„Gehört Ihr zu den Müllersleuten?"

Frauenaugen forschten im Antlitz der Genossin nach dem Grunde der Frage und ruhten auf dem Kinde, das unverwandt zu den blauen Höhen aufschaute wie in das tiefste Rätsel der Welt.

„Ja, ich gehöre in die Mühle!"

„Ihr seid — —?"

Marja ließ ihre Augen forschend zwischen Weib und Kind hergehen und eine Stimme ihres Innern überzeugte sie schon von der Wichtigkeit dieser Begegnung, ehe sich die ihr gegenüberstehende Frau noch weiter erklärt hatte. Sie antwortete nicht gleich auf die neue Frage, sondern warf selber eine dazwischen:

‚Wollt Ihr mit dem Müller reden, mit dem Vater?"

„Mit Euerm Vater? So wärt Ihr Marja Kralik?"

„So heiße ich!" Und sie blickte die Fremde so erstaunt an, daß ihr Mund ihre Gedanken nicht auszusprechen brauchte. Anna verstand sie. Sie hielt ihr das

Kind entgegen, während Mutterglück und -Freude auflebten, und fragte:

„Wenn Ihr Marja Kralik seid, erkennt Ihr diesen hier? Ist Euch, so klein er auch noch ist, kein Zug seines Gesichts bekannt?"

Verständnislos starrte Marja das Kind an, strich ihm die seidenen Härchen fort und prüfte abermals die Gesichtszüge und musterte die Mutter.

„Nein, ich weiß nicht!"

„Ihr könnt Euch gar nicht denken — —?"

„Gewiß nicht!"

„Und wenn ich Euch sage, der kleine Junge heißt wie Ihr! Wenn sich der Vater bisher auch Urbenz genannt hat, so heißt er doch in Wirklichkeit Kralik, wie dieser kleine Junge hier; Kralik — Albin Kralik —"

„Albin? Albin Kra —?"

„Ja, Albin Kralik!"

„Wieso heißt er —? Woher kennt denn Ihr einen Albin Kralik?"

„Habt Ihr ihn nicht gekannt?"

„Nein — einen Albin Kralik nicht!"

Albins Frau stutzte. Sollte das unglückliche Mädchen auch jetzt noch nicht wissen, welcher Herkunft der in Liebesnöten geflüchtete Mensch war? War Marja noch in Un-

wissenheit und im Bann der Trauer? War es nicht besser, ihr einige Tropfen reinen Weins einzuschenken, damit sie sehend werde und den Rest des schweren Weges zur Wahrheit selber zurücklege? Auch die Sorge um Annas eigene und des Kindes Zukunft sprach ein gewichtiges Wort mit, diese Frage zu bejahen, und sie lächelte Marja abermals an, streckte ihr das Kind entgegen und sagte: „Aber einen Albin Urbenz habt Ihr gekannt?"

„Urbenz — Albin —?" Der Schreck sprach aus Marjas Augen. Erstaunen und Empörung, die Unfähigkeit zur Lösung des plötzlich aufgetauchten Rätsels und der harte Kampf mit schwarzen Erinnerungen lagen in den Mienen des Mädchens in wildem Streit.

Hier mußte ein ungelöstes Geheimnis mitspielen; und jetzt mußte sie Gewißheit haben über den Grund seiner Flucht, mußte wissen, wer und was er war!

Und in der Demut der vom unerbittlichen Lauf der Welt gebeugten und hoffnungslos gewordenen Menschen schritt sie an die Fremde dicht heran, nahm das Kind auf den Arm und betrachtete es ruhigen, liebevollen Auges und fragte:

„Wenn ich Euch recht verstehe, so kommt Ihr von Albin, den ich einst gekannt habe, und seid sein Weib.

Aber weshalb nennt Ihr ihn einmal Kralik und einmal Urbenz?"

„Weil er beide Namen verdient!"

„Ich verstehe Euch nicht!"

„Ihr habt durch die Wahrheit nicht mehr zu verlieren, als Ihr schon dahingegeben habt. Ihr gewinnt sogar etwas. Und so will ich Euch sagen, wieso er beide Namen verdient. Albin ist Euer Verwandter, — er ist Euer — — soll ich weiterreden?"

„Redet! Ich bin auf alles gefaßt! Ich beginne zu ahnen!"

„Das Kind, das Eure Arme tragen, ist das Kind Euers Bruders!"

„Meines Bruders? Wie kann das sein? Welch eines Bruders?"

„Von dem Ihr wohl nicht wußtet, daß er Euer Bruder sei! Er heißt Albin —"

„Albin? Er mein Bruder?"

Sie fragte es zuckenden Mundes und starrte die Erzählerin einige Augenblicke an, als habe sich ihr Geist verwirrt. Willenlos ließ sie das Kind wieder von ihren Armen nehmen und schlug die Hände vor das Gesicht. Eine Weile verharrte sie in Todesschweigen, nur ein Rütteln

und Schütteln ging durch ihren Leib, bis sie die Blicke wieder ruhig auf die Fremde richtete.

„Ich glaub' Euch, und jetzt verstehe ich! Das war der Grund seiner Flucht, — er hat erst bei uns die Wahrheit erfahren, hat erst in der Mühle gewußt, wer sein Vater ist und wer ich bin, und darum ist er davongegangen, und deshalb ist Vater von dem Tage an im Hause umhergeschlichen, als drückten ihn Sorgen über Sorgen, von denen niemand wissen dürfe. Ihr seid also — das ist —?"

Und sie riß das Kind an sich, und nach Blicken des Mitgefühls für die ihr nun so nahestehende Mutter herzte sie und küßte sie das Würmchen heiß und innig: „Du kleiner lieber Balg — du! du! Und dich hab' ich nicht erkannt! Und von dir hab' ich nichts gewußt! Nun komm aber, schnell, schnell! Ihr werdet durstig sein und Hunger haben. Rasch ins Haus! Ihr dürft mir nicht gleich wieder fort!"

Sie packte das junge Weib mit einer Hand und zerrte es hinter sich her, und weinte Tränen auf das Kind, und erst vor der Tür ließ sie ihre Begleiterin los und trocknete das Gesicht ab.

„Nicht doch! Nicht doch!" wehrte Albins Frau ab. „Was wird der Müller — und die Frau —?"

„O, er mag sagen, was er will! Jetzt will ich reden! Ich fühle mich stark genug! Kommt nur, kommt!"

So trat sie vor den Müller, überlegt und gefaßt, als rede sie von alten Erkenntnissen:

„Vater, hier ist Besuch für dich und für uns! Ich weiß alles. Hier ist Albins Weib und hier sein Kind. Vater, weiß meine Mutter davon, wer Albin eigentlich ist?"

Ein kurzes Zögern. Er dachte an Dorotheas Andeutungen und vermutete, daß sie trotz seiner Bitte gegen Albin weitergeschürt habe.

„Ja, Mutter weiß!" sagte Kralik.

„Dann wollen wir gleich zusammen zu ihr gehen und können miteinander reden."

Und wie sie vorher das Weib zum Vater gezerrt hatte, so ging sie wiederum allen entschlossen voraus und rief der erstaunten Mutter entgegen:

„Mutter, hier ist Besuch; Albins Weib und Kind!"

„Woher weißt du — —?"

„Ich weiß die ganze Wahrheit und werde sie tragen. Kümmert euch nicht so sehr um die Vergangenheit als um die jetzige Stunde! Noch ist mir unbekannt, weshalb wir den Besuch erhielten. Ich kann nicht mehr danach fragen. Fragt *ihr*, fragt!"

Die Erregungen der letzten Stunde ließen sie auf einen Sitz niedersinken, und sie lauschte dem Gespräch, das wie die Stimme der Natur nach plötzlichem Gewitterschlag und kurzer Pause langsam einsetzte.

„Von Albin kommt Ihr? Wo ist er? Er hat Euch geschickt?"

Das Weib begann zu weinen.

„Ist ihm Schlimmes widerfahren?" fragte die Müllerin.

„Ja — es ist!"

Da sprangen alle Leute der Mühle hilfsbereit zu dem Weibe und nötigten es, den behaglichsten Winkel der Stube einzunehmen und zu erzählen.

„Er ist doch nicht krank oder gar — —?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sagt, was ist ihm!" bat Marja. „O sprecht — wir werden ihm helfen können, ihm und Euch! — O du Liebes, Liebes!" Und sie herzte abermals das Kind, weil sie den bemitleideten Bruder nicht bei sich hatte. „Sprecht doch!"

Anna zögerte; sie konnte die Worte nicht finden.

Da faßte der Müller Mut, ihr die Last abzunehmen, und sagte:

„Albin wird Strafe erhalten haben, — ich kann mir

schon denken; die Ankläger waren hinter ihm. Ist's nicht so?"

„Ja!" bestätigte Anna.

„Und ist die Strafe hoch?"

„Ein Jahr soll er festgehalten werden, und sie wollen noch schärfere Mittel gegen ihn anwenden, wenn er einen Mord nicht bald freiwillig zugibt!"

„Einen Mord? Das kann nicht sein!" rief der Müller erregt dazwischen. „Wann soll er ihn begangen haben und wo?"

„Hier in der Nähe, soviel ich gehört habe. Und zwar in der Zeit, ehe er zu uns kam."

„Soll er die Franziska Vogt umgebracht haben, die im Walde gefunden wurde, während er sich bei uns aufhielt?"

„Ja, die Franziska Vogt!"

„Daran ist er unschuldig, und nie und nimmer darf er dafür Strafe erleiden. Wir alle werden seine Unschuld beteuern, denn bei uns in der Mühle hat er in der Zeit des Mordes mit unbrauchbarem Fuße gesessen. Da hat er an alles andere eher gedacht als an Schlechtigkeiten."

Marja schüttelte den Kopf: „Nein, niemals! Das hat Albin nicht getan! Dafür lege ich die Hand ins Feuer!"

„Das wirst du nicht nötig haben, denn ich kenne einen, der wird jetzt reden, ehe Albin das Schlimmste geschieht, und wenn es ihm selber für alte Sünden an Hals und Kragen gehen sollte. Ein Unschuldiger darf nicht den Schaden tragen. Ich will hier in der Mühle für einige Zeit Ordnung schaffen und schnell auf euern Hof gehen und nach dem Rechten sehen. Irgendeinen Menschen will ich schon finden für gute Worte und Geld, der euer Hab und Gut bearbeitet und zusammenhält in der Zeit, in der ich nicht dabei sein kann und ehe Albin zurückkommt. Du mit dem Kinde, — ihr bleibt bis dahin bei uns in der Mühle; da draußen allein zu sitzen, das ist nichts für euch, und wenn euch etwas geschähe, hätte ich nicht nur ihn, sondern auch euch auf dem Gewissen. Ehe er am Leibe Schaden leidet oder gar den Spruch wegen Mordes über sich ergehen lassen muß, bin ich bei ihm und seinen Richtern, und werde für ihn zeugen mit euch allen."

Und der Müller Kralik, der sich sonst jeder weichen Regung vor den Seinen geschämt hatte, nahm sein Enkelkind und drückte ihm das stachelige Gesicht an die runden Backen, so daß das Würmchen verwundert und erschreckt dareinschaute. Da sprang der alte Mann singend durch die Stube und tätschelte das junge Leben: „Nicht weinen!

Nee, nee! Lachen! Lachen! Dein Vater wird gerettet! Du kriegst ihn wieder mit heiler Haut, — du und deine Mutter! Der alte Sünder hier wird ihn euch wiederholen!"

So tollte er umher, bis ein Lächeln des Zufriedenseins Mund und Augen des Kindes umspielte und alle Alten sich mit ihm freuten und über den heranwachsenden Zeugen der Zukunft den Fluch, den Schrecken der Vergangenheit und Gegenwart für Augenblicke vergaßen.

„Ihr bleibt also hier," redete Kralik wiederum zu seiner Schwiegertochter und zum Kinde. „Ihr geht mir nicht mehr über unsere Schwelle, bis eure Angelegenheiten ins reine gebracht sind."

„Ja, ihr verlaßt uns nicht!" bat auch Marja. „Albins Kind bleibt bei mir, und sein Weib desgleichen. Vater wird euer Geschick und unseres zu gleicher Zeit in bessere Bahnen lenken."



XVIII.

In der Mühle war von Stund' an ein Sichten und Ordnen, als habe Kralik eine Reise auf Nimmerwiedersehen vor. Die Müllerin holte ihn mehrfach erst des Nachts aus dem Betriebe zum Essen und fragte ihn im Tone des Vorwurfs, ob er nicht auch gleich sein Testament zu machen gedenke, da er ohnehin seit geraumer Zeit kränklich scheine. Für ein paar Wochen der Abwesenheit habe er nicht nötig, Schulden und Guthaben, Getreide- und Mehlvorräte der ganzen Kundschaft bis auf das letzte Stäubchen aufzuzeichnen. Er werde zurückkehren, ehe sich auch nur ein Mensch um seine Abwesenheit kümmere. Aber Kralik entgegnete, der Zwischenfall komme ihm recht gelegen; er gebe ihm einen willkommenen Rippenstoß, nicht nur zu mahlen und immer zu mahlen, sondern auch die vernachlässigte Aufstellung aller seiner Rechte und Verpflichtungen, seines Verhältnisses zur Kundschaft nachzuholen.

Seine Worte konnten die Angehörigen nicht beruhigen, denn sein Befehlen ging auf ein viel zu fernes Ziel los und seine Aufmerksamkeit war zu unablässig darauf ge-

richtet. Es war klar: ernstere Gedanken hatten ihn in Bann getan.

Als die Stunde des Scheidens schlug, fühlten seine Familienmitglieder etwas von der hehren Größe des Augenblicks, in dem ein Toter hinausgetragen wird, und des Müllers Bemühen, seinen Leuten ein Lächeln zu zeigen, konnte niemand über seine eigenen Gedanken täuschen. Frau und Tochter sahen zwar das Lächeln, fühlten jedoch auch das Zittern seiner Hand.

Zwei Tage nachher war Kralik in seines Sohnes Hause. Hier war er wieder ganz Überlegung und Sieger über Körper und Geist. Sein unzertrennlicher Begleiter, das Gewehr, lag wohlvorbereitet für alle Zwischenfälle zu Häupten des Bettes. Nun borgte Kralik gegen gute Bezahlung Zugvieh aus der Nachbarschaft, vollbrachte die dringendste Arbeit auf dem Felde und verpflichtete ein paar Menschen, in der Zeit seines Fortganges allein Hand anzulegen.

Und als er meinte, er könne den Karren vorläufig allein laufen lassen, begab sich Kralik zu den Richtern seines Sohnes: „Wißt ihr, wen ihr in den Kerker geworfen habt? Meinen Sohn! Und ihr wollt ihn zum Geständnis eines Mordes bringen? Nichts da; bei mir, in meinem Hause hat er zu jener Zeit gelegen! Ich

selber hab' ihn in dunkler Nacht für einen Feind gehalten und bin an ihn geraten und hab' ihn verletzt. Unter meinem Dach hat er sich ausgeheilt und ist in der Mordnacht unfähig gewesen, auf Menschen zu jagen. Wie ich, werden Weib und Tochter, wenn es sein muß, die Schwurfinger heben und den heiligsten Eid darauf leisten und Albins Unschuld bezeugen!" —

Die Männer der Justiz blätterten bedächtig in ihren Akten und äußerten ihre Bedenken, die Kralik vorausgesehen hatte.

„Euer Sohn, sagt Ihr? Ein Sohn Albin Urbenz? Ihr heißt Kralik? Führt er, der über seinen Vater an Gerichtsstelle gar nicht hat reden wollen, am Ende nicht den Namen Urbenz? Hat er falsche Angaben gemacht?"

„Nicht wie ihr meint! Er hat euch den Namen seiner Mutter genannt, die allein er in der Jugend kennen gelernt hat. Er selber weiß noch nicht seit langer Zeit, wer sein Vater ist — daß ich es bin."

„Und warum hat er Euch nicht früher kennen gelernt? Habt Ihr Eure Familie verlassen? Kralik heißt Ihr? Seit wann betreibt Ihr Eure Mühle und was habt Ihr früher getan?"

„In der Welt bin ich gewesen!"

„Und was hat Euch fortgetrieben von Weib und Kind?"

„Nichts, was ein Grund wäre, meinen Sohn zu verdächtigen!"

„Auch nichts, das Euch tief in das Kerbholz geschnitten wäre? Ohne schlechtes Gewissen läuft man nicht auf Jahr und Tag davon in Abenteuer. Wollen jedenfalls fleißig forschen, zu erfahren, was es mit der Entschuldigung Eures angeblichen Sohnes auf sich habe. Dürft bis dahin davongehen in Eure Mühle, und werdet wohl noch öfter Rede und Antwort zu stehen haben."

Um dessen Vergangenheit sich in den bewegten, kriegerischen Zeiten niemand gekümmert hatte, dessen frühere Tage waren fortan das Ziel peinlicher Nachforschung. Man mußte klar sehen, welchen Herkommens der Eingekerkerte war, und es war, sagte man sich, vielleicht auch richtig, diesen inzwischen nochmals mit allen Mitteln zum Geständnis zu veranlassen, ehe man nur den Reden des fremden Müllers nachjagte. Aber man hatte keinen Erfolg, und auch die Enthüllung war vergebens: „Euern Vater kennen wir jetzt! Und wir wissen Euern rechten Namen! Noch mehr ist uns bekannt; Ihr habt Euch zur Zeit des Mordes bei seiner Mühle und somit in der Nähe des Tatortes aufgehalten. Auch wird sich zeigen müssen, ob Euer Vater selber ganz reine Finger hat!"

Albin blieb dabei, keinem Menschen nach dem Leben getrachtet, viel weniger, ihn umgebracht zu haben. Daß das Gericht den Namen des Vaters irgendwo erlauscht hatte, konnte Albin, so dachte er sich, nicht schaden. Die Angehörigen freilich, der Vater voran, konnten davon böse Tage haben, und um deswillen trauerte Albin.

Wie, wenn man gegen den Vater und gegen Marja, wie gegen sein Weib und Kind mit Gewalt vorging, um eine Beschuldigung gegen den Eingekerkerten zu erpressen? Wie, wenn sein alter Vater gleich ihm festgenommen würde unter dem Verdacht der Mitschuld?

Das durfte nicht sein!

Lieber wollte Albin selber noch mehr Schmach erleiden. Das Schlimmste würde ihm gewiß nicht geschehen; an das Leben würde man ihm nicht gehen! Waren doch die andern Bewohner der Mühle als Zeugen für ihn da!

Nein, am Vater sollten sie sich nicht vergreifen, und wenn er fliehen müßte, wie er früher davongegangen war! Ja, so mußte es sein; der Müller sollte davongehen und sich an einem nur dem Sohne bekannten Orte aufhalten, bis sich hier die Wogen geglättet hätten, und sobald er in sicherem Versteck war, wollte sich Albin auf Marja und die Müllerin berufen. Da das Gericht seine Abstammung nun kannte, brauchte er sich auch nicht mehr

zu scheuen, die Bewohner der Mühle für sich aufzurufen, den Herren des Gerichts klarzumachen, weshalb er nicht gleich die Wahrheit gesagt habe: um seine Blutsverwandtschaft nicht in böse Gespräche zu bringen. Und kam Albin nachher frei, so würde er den alten Vater aufsuchen und ihm den Rest des Lebens erträglich gestalten auch in der Fremde. Also malte sich Albin die Zukunft aus auch für den Mann, der einst schlecht an dem Sohn gehandelt und ihn verlassen hatte. Warum war er wohl von dannen gegangen? Hatte ihn ein Schuldbewußtsein getrieben oder die bloße Lust an der Ungebundenheit, deren Kraft auch Albin mitunter zu spüren hatte? —

Eines blieb jetzt noch zu tun: die Benachrichtigung des Vaters. Wer rief ihm den Rat zu: fliehe, so weit du kannst, und sage uns heimlich, wo wir dich später sehen oder von wo wir dich zurückrufen können, falls die Wolken über uns ganz schwinden! Fliehe, denn man könnte den Einfall haben, dich als Mitschuldigen festzunehmen! Fliehe aber auch, falls du mich und meine Mutter, dein erstes Weib, verlassen hättest, um die Spuren einer unbekannten Schuld zu verdecken. Denn die Verfolger könnten jetzt wieder auf die richtige Fährte gelangen!

Wer trug diese Botschaft den Ohren zu, für die allein sie bestimmt war?



Bittrich, Spreewaldgeschichten. II. Bd. 40

In solchen Grübeleien und in der Auflehnung gegen die Versuche, ihn gewaltsam zu Geständnissen eigener Schuld und der Hilfe des Vaters zu pressen, reiften in Albin neue Pläne. Fliehe selber! Nicht, um Weib und Kind, Vater, Mutter und Schwester zu verlassen, — denn die alle würden im Falle dieser Flucht erst recht leiden müssen und als Mitschuldige verdächtigt werden, — sondern um den Vater in Sicherheit zu bringen! Damit hast du getan, was in deinen Kräften steht, und dann enthülle dein Leben ganz zum Beweise deiner Unschuld. Daß du ein Wildschütz warst, wissen die Menschen, und dafür hast du deine Strafe auferlegt erhalten!

In solchen Absichten begann Albin auf die Gelegenheit zur Flucht zu lauschen; er besichtigte eingehender als jemals vorher das Mauerwerk seiner Zelle, betrachtete die Türen peinlich genau, als stecke ein Geheimnis darin, schätzte die Höhe der Gefängnismauer ab. Sobald er die Möglichkeit einer Flucht zu erwägen begonnen hatte, rührte sich auch mehr als vorher das Verlangen in ihm wieder, und sei es auch nur auf Minuten, Weib und Kind zu umarmen und zu trösten.

Ein Gären und Begehren, ein Empören und die Gedanken an friedliche, häusliche Stunden durchtobten Seele und Körper; er ballte die Fäuste; ihm war, als rüttle

er an Eisenstäben, und er saß weltvergessen da, als habe er den Arm um sein Liebstes gelegt.

Einen gefesselten Mann peinigten Schlangen, und er schaute dabei durch die Pforte eines Friedensreiches.

Kopf und Herz fügten sich nicht mehr in die Gegenwart; das Blut wurde heiß und die Augen sahen heller und schneller umher; sie spähten nach jedem Fünklein Sonnengold und jeden Spalt in der Tür, und an einem schwülen Abend, als alles träge war und der Gefängniswärter müde einherschlich, wurden Albins Glieder schnell wie die eines Kätzchens; er drängte den Wärter zur Seite, jagte hinab und überkletterte behend das Tor.

Zum Wald, zum Wald, zum schützenden Hein der Elsen und Eichen und Buchen! Und dann weiter, — weiter, zur Anna und zum kleinen Albin, ehe die Häscher folgten.

Oder erst zur Mühle, den Vater zu warnen?

Durfte er den Hauptzweck der Flucht erst zuletzt erfüllen?

Er jagte hin und her und blieb mitunter unschlüssig stehen, trotzdem er vor Verfolgern auf der Hut sein mußte. Sollte er zur Rechten oder zur Linken?

Hierher zog ihn die Sehnsucht der Liebe, und dorthin drängte ihn die Pflicht. Und sie siegte. Erst das Not-

wendige vollbracht, und wenn das gelang, würde er auch seinem Weibe einige ruhigere Stunden schenken können.

Darum zur Mühle, zum Vater!

Er lief sich die Füße wund, rannte durch Dorn und Busch und watete durch Sumpf und Wasser.

Vorwärts! Vorwärts!

Gerade durch!

Nur schnell an das Ziel gelangen!

Am folgenden Tage erreichte ein Mensch, naß und geschwärzt und erhitzt, die Mühle, stürzte in die Stube und sank erschöpft nieder. Die Müllerin stützte ihn und forschte.

„Wo ist Vater?“ fragte er.

Marja eilte herbei.

Die Angst um den wirren Auges umherblickenden Bruder nahm ihr alle Scheu. Was früher geschah, war vergessen.

Sie flog ihm an den Hals und weinte und stammelte.

„Albin, es ist alles gut! Wir müssen uns beherrschen! Ich habe die Zähne zusammengebissen und lebe noch, wie du siehst.“

„Marja, bleib mir gut! Wo ist Vater?“

„Aber nun sei auch du stark, Albin! Sprich, was ist dir geschehen?“

„Wo ist Vater?"

„Sprich doch; können wir dir helfen?"

„Nein, nein! Wo ist Vater?"

„Den kannst du jetzt nicht sprechen!"

„Holt ihn, schnell, schnell!"

Er lief umher und blickte durch jedes Fenster, als könnten sich schon Feinde nahen.

Gierig genoß er ein Stück Brot und trank dazu, und stieß ein über das andere Mal den gleichen Ruf aus:

„Vater, den Vater muß ich sprechen!"

„Ich sagte dir, das ist unmöglich! Aber vergebens bist du doch nicht hier; du sollst nicht ohne gute Überraschung sein!" entgegnete Marja. Sie eilte die Treppe hinauf: „Anna, rasch, rasch! Bring' dein Kind mit und erschrick nicht; es ist Besuch unten!"

„Doch nicht — — ?"

„Komm nur!"

„Albin — — ?"

Da kam sie schon herbei und rannte hinein zu ihm. Er sah sie einen Augenblick an wie eine Erscheinung aus fremder Welt.

Mit wildem Schrei umschlangen sie sich.

„Wie kommst du hierher?" Von beiden Menschen die gleiche Frage.

Er umarmte sie und küßte sie und das Kind.

„Wie gut, daß ihr hier in Sicherheit seid! Aber wo ist Vater?“

„Er ist nicht hier!“

„Wo er ist, will ich wissen! Das Gericht — hat ihn das Gericht geholt?“

„Nein, das nicht! Ich bin hier, weil ich nicht mehr fertig geworden bin mit unserer Wirtschaft. Ich wollte Hilfe schaffen. Da ist Vater zu uns gegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Die Felder sollen nicht brachliegen und die Saat nicht verderben!“

„Vater ist da? Vater? Ist das möglich? Da muß ich hin, gleich in dem Augenblick! Laßt mich!“

Schon riß er sich los.

Sein Weib und Marja hielten ihn.

„Albin, sprich, bist du frei?“

„Wie ihr seht!“

„Du bist geflüchtet?“

„Keine Angst! Ich gehe freiwillig zurück. Nur warnen wollte ich einen, — warnen auch zu eurem Nutzen!“

„Den Vater?“

„Ihn allein! Ich muß hin; sie dürfen ihn nicht treffen! In der Nacht will ich mich an das Haus schleichen und will ihm zureden, daß er sofort von dannen eilt.

Ich selber will ihn noch eine Strecke des Weges bis zur sächsischen Grenze begleiten, und von da wird er leicht nach Böhmen gelangen. Keine Sorge! Er soll nicht verlassen sein! Meine Strafe wird nicht groß werden, denn man wird mir glauben, daß ich Verlangen getragen habe, Weib und Kind zu sehen."

Nachdem Albin ein paar Stunden geruht hatte, lief er im Schutz der Dämmerung davon, seinen Vater zu warnen.

Er hoffte, im Morgengrauen bei ihm einzutreffen.



XIX.

Schneller, als die Füße Albin an sein Haus trugen, standen die Verfolger davor.

Wohin konnte er geflohen sein?

In unbekannte Weiten oder zum Weibe?

Und wenn er sich dort noch aufhält, dann ihn nur nicht entwischen lassen! Posten um das Haus gestellt und die Ohren an die Fensterläden gelegt, zu horchen, ob sich in der Stube jemand rühre! Denn auch Albin würde jedem verdächtigen Geräusch lauschen und schnell bereit sein, zu entspringen!

Aber Albin war noch auf dem ersten Teil seines Weges, als sich in seinem Hause jemand vom Lager erhob und angestrengt nach der Haustür horchte. Wurde dort nicht gerüttelt? Legte der Sturm seine starke Faust daran? Nein, er schickte seine Geister nicht zugleich heulend durch den Kamin, wie er sonst getan!

Menschenhände?

Wer sollte Einlaß begehren?

War man ihm, dem Müller, auf der Spur und wollte ihn nach der Stätte des Gerichts zurückholen zum Sohn?

Sie beide zu richten, und des Alten Schuld oder einen auferstandenen Verdacht wider ihn zugleich als Waffe gegen den Sohn zu benutzen?

Nein, er durfte keinem Verfolger in die Hände fallen! Doch suchte man ihn jetzt nachts in dieser Hütte, so wurde er verfolgt, so stand seine und des Sohnes Sache schlecht, so mußte für den Sohn gesprochen werden und Müller Kralik durfte nicht durch seine Gestalt Schatten der Vergangenheit weiter heraufbeschwören, die nach des Sohnes Knebelung erst gesucht worden waren.

Sollten Opfer geleistet werden, so mußte er, der Alte, sie dem Jungen bringen, der viele Jahre seines Lebens durch die Schuld des Vaters umhergeirrt war in der Welt, ohne recht zu wissen, wer ihm Halt und Stütze in schweren Tagen würde sein können.

Und in dieser Bereitschaft und Gewißheit holte der Müller das geladene Gewehr aus dem Bett, überdachte nochmals kurz seine Lage und stellte sich an die Haustür, bereit, im letzten Augenblick selber zu öffnen und zu schießen — damit er nicht lebend in ihre Hände fiele. Er wollte die Verfolger reizen und ihnen die Brust alsbald frei entgegenhalten. Nicht in Stricke und Fesseln sollten sie ihn legen, sondern ihm ein rasches Ende bereiten. Denn er war auf diese Buße gefaßt. Er fühlte sich schwach

und hatte wohl ohnehin nicht mehr lange zu leben; also wollte er mit dem Rest seines Daseins noch soweit als möglich die Ruhe der Angehörigen erkaufen.

Die draußen an der Tür harrten, mit Axt und Gewehr, zweifelten nicht mehr, nur noch durch die Bretterwand von Albin Kralik, dem Gesuchten, getrennt zu sein. „Kralik, der Ihr das Recht verwirkt habt, in Freiheit zu leben, öffnet! — Zum letzten Male: öffnet oder die Tür wird gesprengt!"

Ein lautes Lachen des Hohns war die einzige Antwort.

Da gruben sich die Äxte in das harte Holz und die Schläge dröhnten durchs stille Haus und die Ruhe des Waldes.

Die Tür barst. Einen Augenblick stutzten die Leute und packten die Waffen fester.

„Kralik, tretet freiwillig hervor! Jeder Widerstand ist vergebens! Vergrößert Eure Schuld nicht!"

Ein Lachen, ein paar Sekunden der Stille, und krachend ging der Schuß des Müllers über die Köpfe der Eindringlinge.

Da, angesichts der Gefährdung ihres Lebens, konnten auch sie nur an Kampf bis aufs Blut denken.

Noch ein Anruf und keine Antwort. Aus mehreren Röhren flogen Geschosse in das dunkle Haus.

Abermals ein Anrufen und keine Antwort.

Ein Vorspringen, ein Straucheln und eine Axt sauste nieder.

Ein schweres Stöhnen, ein Gleiten und Fallen. Die Stille des Todes.

Licht her, Licht!

Einer hob die Laterne empor. Die Waffe hatte hier keinen Widerstand mehr zu besiegen; an der Erde lag ein blutender Mensch, — nicht den man gesucht hatte, sondern ein alter Mann. Im ganzen Hause war die Ruhe des Friedhofs. Man suchte jeden Raum nach Albin Kralik ab — vergebens! Wer war der Verletzte, dessen Brust sich mühsam hob? Hier bekam das Gericht neue Arbeit, die Person eines zum Tode verletzten Menschen und die Notwendigkeit der bewaffneten Gegenwehr festzustellen. Wo aber Kralik weilte, das würde nun schwierig zu erforschen sein. Sie mußten zurück zum Gericht, ihre Begegnung zu melden. In dem gespenstigen Licht der Laternen hoben sie das Opfer auf und brachten es auf das Nachtlager, und einer ihrer Genossen sollte Wache halten und Handreichungen tun. Die übrigen aber zogen alsbald in lebhaftem Meinungsaustausch über ihr Abenteuer der Stätte ihrer Herkunft wieder zu, den Chirurgus zu rufen und die Herren des Gerichts zu benachrichtigen.

XX.

Ehe noch die Vertreter der Justiz vor der Tür des Unglückshauses anlangten, harrte ein abgehetzter Mann vor seinem Besitztum, der nunmehrigen Heimat schweren Leidens.

Vorsichtig umschlich er das Haus und wartete einige Zeit, um zu beobachten, ob jemand herausschreite oder sich gleich ihm auf die Lauer lege. Und dann ging er zum Eingang, öffnete und sah sich fragend um, als alles still blieb.

Plötzlich Schritte!

Doch nicht sein Vater stand ihm gegenüber, sondern einer von den Leuten, die den Ankömmling am Tage vorher unter diesem Dache gesucht hatten.

„Ihr seid Albin Kralik?"

„Wer schickt Euch hierher? Wo ist mein Vater?" fragte Albin in der Befürchtung, der alte Mann könne von dannen geführt sein.

„Ihr seid Albin Kralik?" fragte der Fremde abermals, und als Albin mit lautem Ja geantwortet hatte, hörte er eine neue Erkundigung:

„Und Ihr kennt diesen hier?“

Damit führte ihn der Fremde einige Schritte weiter an das Lager des bleichen und fiebernden Kranken.

Ein Augenblick des Schrecks und des Staunens über das Unerwartete, — ein lauter Schrei: „Vater, Vater, was ist dir geschehen?“ und der Sohn hielt des Kranken harte Hände.

Auch der Zeuge des Wiedersehens war nicht frei von Erschütterung; er zweifelte von Stund’ an nicht mehr daran, Vater und Sohn vor sich zu sehen; nur wußte er nicht, welche Gewaltmittel und wann er diese gegen den Flüchtling anwenden sollte, der sich ihm hier so plötzlich ausgeliefert hatte.

Aber Albin schien ihm seine Unschlüssigkeit anzumerken.

„Der da liegt,“ sagte er, „ist mein Vater. Wer hat ihn verletzt? War er gemeint oder galt der Angriff einem andern, galt er mir?“

„Ihr wart gemeint, Albin Kralik!“

„Und ihm habt Ihr den Tod gegeben? Denn er ist ihm verfallen!“

„Er hat den Kampf mit der Waffe gegen uns aufgenommen und war doch nicht, den wir suchten.“

„Nein, der war ich!“

Er stand einige Minuten in Schweigen und erklärte fest: „Ich ergebe mich freiwillig! Nur laßt mir die Freiheit, bis der alte Mann die Augen geschlossen hat für immer."

Dagegen wollte der andere schon zu eigenem Vorteil nichts einwenden, denn jede Stunde brachte ihm den Beistand näher.

So saßen die beiden Männer, der Verfolgte und der Verfolger, friedlich nebeneinander, — der eine in schmerzlicher Erwartung des gewaltigen Siegers, dem alle Menschen endlich unterliegen und dem hier ein neues Opfer entgegenreifte; der andere, um den Genossen dieser stillen Stunde zu packen, sobald der Kranke die Augen zugemacht hätte.

Wie der Sonnenschein von Zeit zu Zeit durch das Zimmer flirrte, so huschte noch mehrfach eine Welle geistiger Klarheit durch den Kopf des Leidenden. Er schlug die Augen auf und blickte auf den Sohn, zuerst erstaunt und starr, als wisse er nicht, ob ihn ein Traumbild narre oder ob er die Wirklichkeit vor sich habe. Doch als sich der Sohn dicht über ihn beugte und zu ihm sprach: „Vater, ich bin bei dir. Sei beruhigt! Ich verlasse dich nicht!" — da begannen auch des Alten Lippen zu lispeln.

„Woher kommst du?"

„Ich bleibe bei dir, Vater!"

„Aber du bist noch nicht völlig frei? Ich hab' mich gern den Verfolgern statt deiner entgegengestellt. Wenn ich nicht mehr da bin, wird auch kein großes Forschen nach meiner Vergangenheit mehr sein und ihr werdet Ruhe haben."

Da winkte Müller Kralik auch den dritten heran und fuhr lauter fort: „Ihr dürft auf meinen Sohn nicht fremde Schuld häufen! Er hat mehr getragen als ihm gut war. Ich bin an seinem Unglück am meisten schuld; er ist durch meinen Leichtsinn durch die Welt gestoßen worden und hat keinen rechten Halt gehabt. Allein schlecht ist er nicht, und mit Menschenblut ist er nicht besudelt. Und wie ich hier nochmals die Hand hebe und erkläre: in der Mordnacht hat er mit mir zusammengesessen, so wird meine Tochter Marja seine Anwesenheit in der Mühle bestätigen und mein Weib nicht minder. Mit einer Lüge auf den Lippen geh' ich nicht in die andere Welt! Ich kann Euch nur noch so viel sagen, ich habe mehr Schuld auf dem Gewissen gehabt als e r hat, und will nicht noch eine Sünde, eine Lüge, mit mir schleppen auf dem letzten Wege."

Er atmete eine Weile leichter und schlummerte mehrfach ein, während seine Brust zu rasseln begann; eine Uhr lief ab und kein Mensch zog sie mehr auf.

Noch tat das Herz eine kurze Zeit seine Schläge weiter. Als die Strahlen der Abendsonne, die letzten einem einschlafenden Menschen scheinenden, auf dem Lager des Kranken weilten und die tanzenden Schatten der Föhren in das Stübchen warfen, da träumte Kralik noch einmal von den Wonnen seines Lebens, in denen der Wald die erste Stelle eingenommen hatte, und wie er zurückdachte an die Erregungen seines Daseins, an sein Wandern in die Fremde und an die Heimkehr vom Heere Oudinots, da kam ihm blitzartig auch wieder zum Bewußtsein, was er sich damals vorgenommen hatte: nützen will ich andern, dann kann auch ich nicht leer ausgehen!"

Er war zufrieden!

Vom Sohn schweiften seine Blicke hinaus in die im goldenen Abendschein liegende Natur, und noch einmal begannen sich seine Lippen zu bewegen.

„Ist dir schlecht, Vater?"

„Leicht, leicht, mein Sohn! Mir ist, als flöge ich dahin! Gerade wie vor langer Zeit, als ich noch heimlich durch die Welt flog und durch den Wald!" Und über sein Gesicht ging ein leises Leuchten: „Noch einmal so dahingehen — das Gewehr im Arm — das Gewehr —." Er hob die Hand ein wenig und krümmte die Finger, als ob er im Scheiden von dieser Welt die größte Freude seines

Erdenganges noch einmal durchkoste. — Er krümmte die Finger und öffnete sie nicht mehr, ward auf einmal still, hob die Brust und fiel zusammen.

Müller Kralik war von den irdischen Gefilden mit ihren Freuden und Leiden hinübergewandelt zu den friedlichen Triften der Ewigkeit.

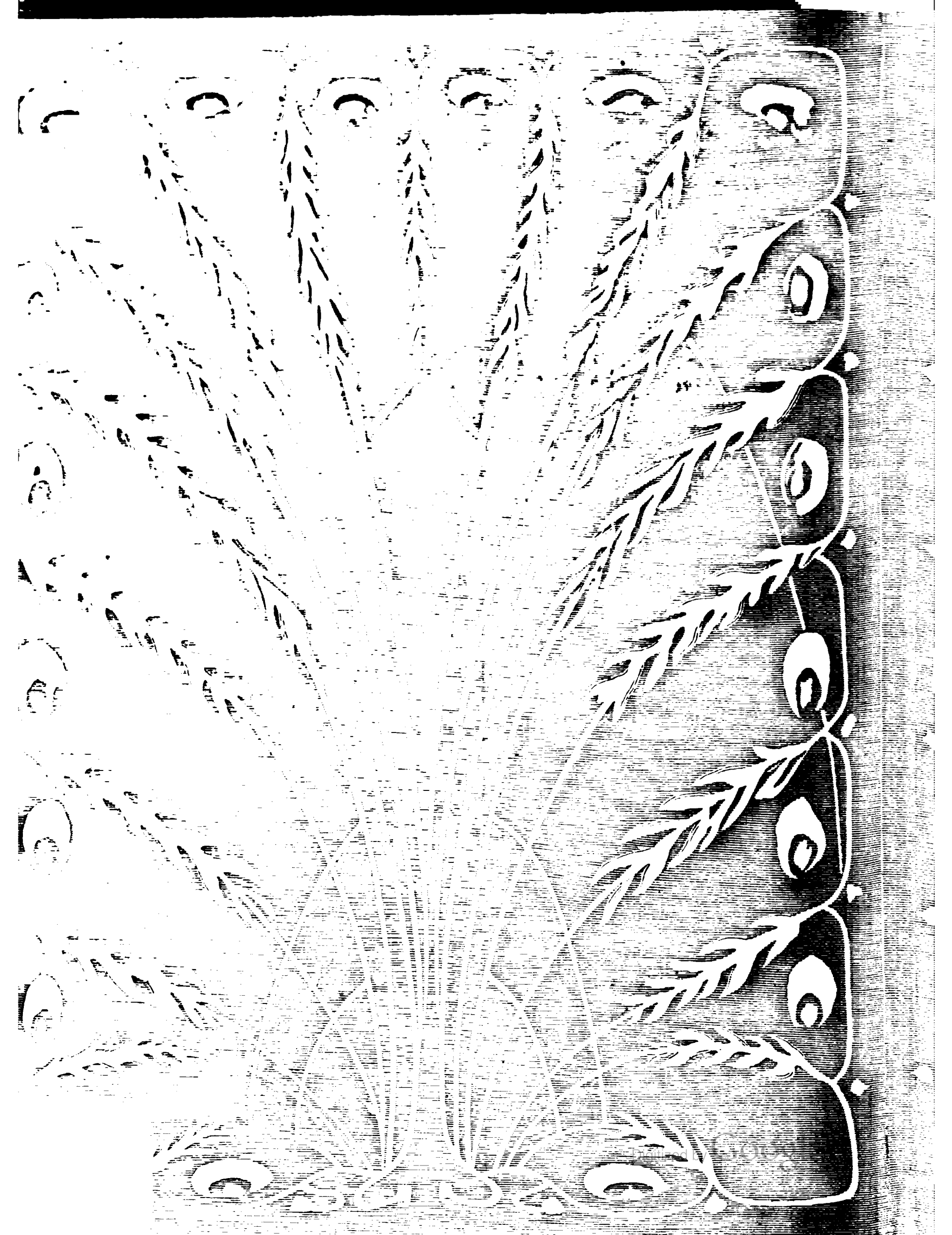
Als die Abgesandten des Gerichts eintrafen, über die Ursachen seiner tödlichen Verletzung ein Aktenstück anzulegen, fanden sie seinen Mund geschlossen und konnten nur aufschreiben, was sein Sohn und ihr Abgesandter von ihm vernommen hatten.

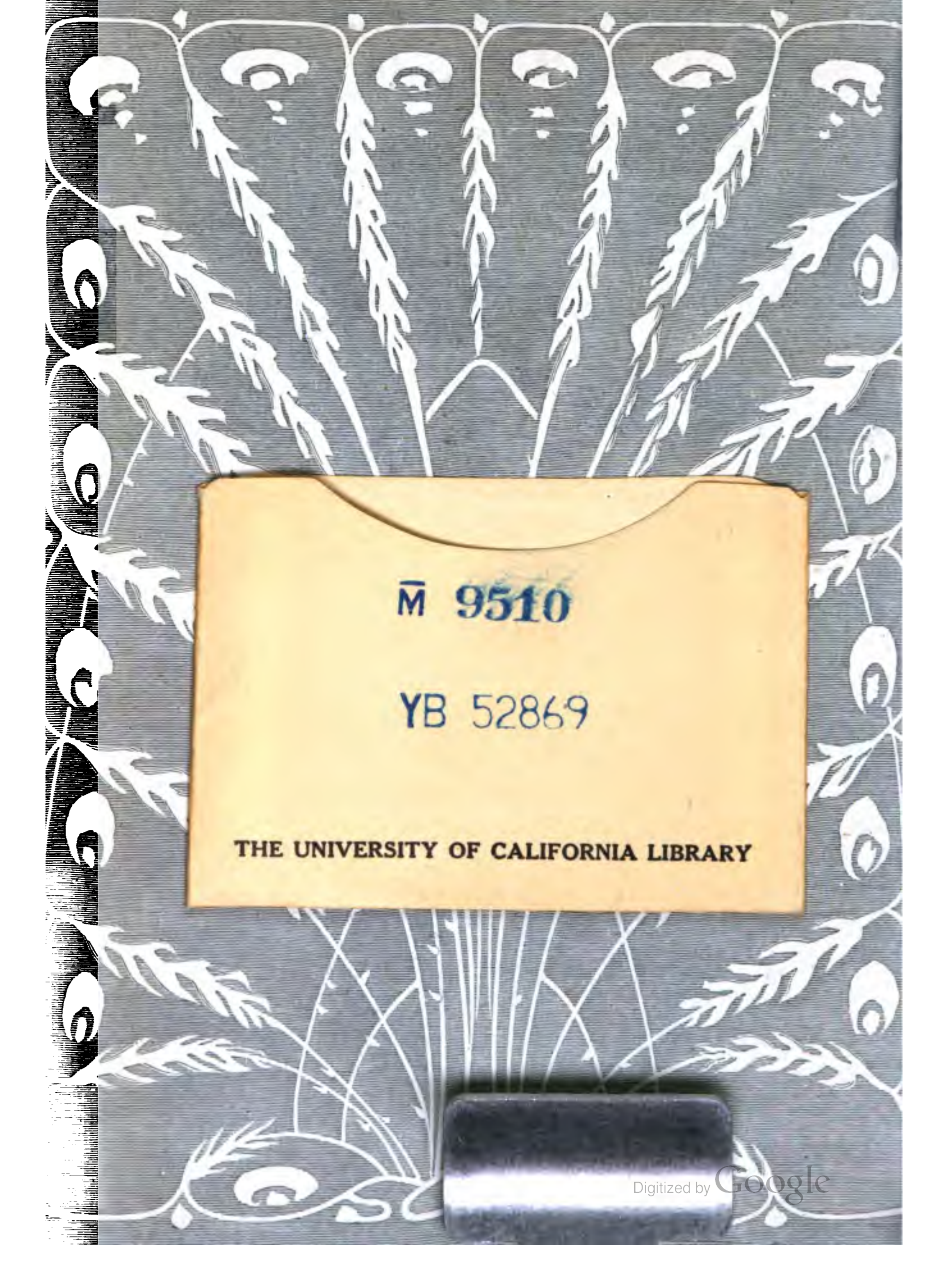
Sie setzten den Worten des Sterbenden nicht viel Mißtrauen entgegen.

Als Albin die Freiheit wiedergewann, harrte Marja seiner am Tore des Kerkers, und die weichen Arme der Schwesterliebe ließen sich nicht zurückdrängen. Mit der Stärke der Leidenschaft umfing ihn an der gleichen Stätte sein Weib.

Müller Kralik hatte sich schuldig gefühlt, sein Leben zu opfern und den Lebenden das Tor zu einem lichteren Dasein zu öffnen.







M̄ 9510
YB 52869
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

